Dezember
1952



DER MARIENBOTE



Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press“ Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

21. Jahrgang | 15. Dezember 1952, Battleford, Sask. | No. 3



Feierliche Ankuendigung der Geburt unseres Erloesers



Im Jahre 5199 seit der Erschaffung der Welt * Im Jahre 2759 seit der Sintflut * Im Jahre 2015 seit der Geburt Abrahams * Im Jahre 1510 seit dem Auszuge des Volkes Israel aus Aegypten * Im Jahre 1032, seitdem David zum König gesalbt worden * In der 65. Jahreswoche nach der Weissagung Daniels * In der 194. Olympiade * Im Jahre 752 nach Erbauung der Stadt Rom * Im 42. Jahre der Regierung des Oktavianus Augustus, da die ganze Welt Frieden hatte * Im 6. Zeitalter der Welt,

da wollte Jesus Christus, ewiger Gott und Sohn des ewigen Vaters, die Welt durch Seine gnadenvolle Ankunft heiligen. Er war vom Heiligen Geiste empfangen worden; und nun, nach Ablauf von neun Monaten ist Er zu Bethlehem im Stamme Juda als Mensch aus Maria der Jungfrau geboren worden:

die Geburt unseres Herrn Jesus Christus im Fleische

Erschienen ist die Güte Gottes 

Das Warten Es gibt Menschen, die auf Weihnachten warten, und es gibt andere, die auf das Kommen Gottes harren. Nicht aus jedem Munde quillt das Lied: „O komm, o komm, Emanuel, nach Dir sehnt sich Dein Israel" mit gleichem Klange. Dem einem bedeutet der Emanuel nichts, dem andern ist der Gottessohn alles: Brennendes Glauben, demütiges Hoffen, verlangendes Lieben!

Lange hatte Israel auf Ihn gewartet. Und er kam. In stiller, heiliger Nacht ward Er uns im Stall von Bethlehem geboren. „Wir haben Seine Herrlichkeit gesehen, die Herrlichkeit des Eingeborenen vom Vater, voll der Gnade und Wahrheit", singt das Evangelium des hohen Weihnachtsamtes froh in alle Welt hinaus. Fromm lauscht der Gläubige dieser Botschaft. Er war da, der Heiland, und aus Seiner Fülle haben wir empfangen, empfangen wir immer noch Segen über Segen, Gnade über Gnade, Liebe über Liebe.

Er hat unter uns gewohnt. Und wie er vor zwei Jahrtausenden im Fleische unter uns erschien, so wird Er einstens wiederkommen. Nach diesem zweiten Kommen des Gottessohnes wird das Werk Seiner Erlösung für alle Ewigkeit vollbracht sein. Dann werden wir alles besitzen, das uns versprochene Reich der Wahrheit und des Lebens, das uns verheißene Land der Heiligkeit und Gnade, die nie mehr endende Herrschaft der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens.

Das wird sein, wenn Er kommen wird zu richten die Lebendigen und die Toten, wie es uns im Evangelium des ersten Adventssonntags erzählt wird.

Wie weit ist noch der Weg von uns bis zur Erfüllung dieser Verheißung? Wartend starben unsere Vorväter, wartend werden auch wir wohl uns dahin schleppen müssen, durch Elend, Kreuz und Sünde, bis zur Stunde unseres Scheidens von dieser Welt. Wartend werden auch wir sterben.

Unser Harren ist jedoch nicht umsonst. Die „rettende Stund' ", von der wir alle Weihnacht singen, liegt viel näher als die unsagbar fernen Tage der zweiten Wiederkunft unseres Herrn und Heilandes. Gottes Botschaft spricht ja von einem dreifachen Kommen Jesu Christi.

Er kam vor zweitausend Jahren, Er wird wiederkommen am großen Tage des Weltendes, und Er kommt seit Seiner Fleischwerdung zu jeder Stunde in die Seele derer, die nach ihm verlangen.

Er kommt zu Seinen Menschen. Unsere Seele ist das Israel, das da nach Ihm ruft. Wie etwas uns Fremdes ist diese unsere Seele in uns. Während das Irdische an uns lachend und freudezitternd alle Becher der Erdenlust und der Sünde trinkt, weint die Seele dahin. Sie will nicht teilnehmen an unserem Singen. Sie wendet sich ab von unserem Erdentreiben. Selbst in unseren Erdensorgen ist sie nicht immer dabei. Sie bleibt stumm. Und wenn sie einmal spricht, dann redet sie zur Qual unserer Gewissen. Dann spricht sie von anderen Freuden, von anderen Sorgen, von einem anderen Leben. Als wenn sie garnicht ein Stück von mir wäre, so ist die Seele manchmal.

Lauscht man ihrer Stimme jedoch mit etwas Ehrlichkeit, dann merkt man gar bald, daß sie doch ein Stück von mir ist. Ein Stück von mir und wie ein Stück der Heiligkeit und der großen Liebe meines Schöpfers. Die Seele sagt es uns immer wieder, daß wir eigentlich garnichts gemeinsam haben mit jenen Erdendingen, die uns so viel Freude bringen, in Wirklichkeit jedoch weit mehr Schuld und Gewissenspein aufladen als sie Frohsinn geben können.

Die Seele sagt uns immer wieder, daß wir nicht der Sünde, sondern unserem Gotte verwandt sind. Niemand kann seine Abstammung verleugnen. Man kann behaupten was man will: Einmal kommt doch das Heimweh. Das Heimweh nach seiner irdischen Heimat kann man zum Schweigen bringen. Das Heimweh der Seele nach Gott läßt sich nicht vergewaltigen. Sie ist von Gott, und sie will zurück zum Gott ihrer Liebe, trotz allen Unglaubens des verkommenen Verstandes, trotz aller Bosheit des Willens, trotz aller Verkümmerung des Herzens.

Stärker als das klügelnste und spottendste Menschendenken, stärker als aller Sündenstarrsinn des Willens, stärker selbst als der Gotteshaß unseliger Menschenherzen ist die Sehnsucht der Seele nach Gott. Denn nicht der Mensch hat sie gebildet, und nicht von Seinem hat der Mensch genommen, als

seiner Seele Leben begann. Gott hat sie erschaffen, und Gott hat von seinem Eigenen genommen, als Er uns Seele gab.

Leben vom Leben Gottes ist die Seele. Darum fühlt sie sich nie so richtig wohl in dieser Welt der Sünde und der Halbheit. Sie will zurück zu Gott, darum klagt sie ewig in uns: „O komm, o komm, Emanuel, nach Dir sehnt sich Dein Israel."

Selig der Mensch, der dieses Lied mit allen seinen Kräften singt, mit seiner Seele, mit der Erkenntnis seiner Sündhaftigkeit, mit dem heißen Wunsche seines Willens, Gott sich immer beugen zu können, und mit dem Brennen seines schuldbeladenen Herzens: Komm, Herr, erlöse auch mich und bleibe bei mir!

Dein Gott Als der Emanuel uns von Seinen neuen Geboten sprach, da sagte Er nicht einfach: „Du sollst Gott lieben aus ganzem Herzen und aus allen deinen Kräften", Er sagte und Er betonte: „Du sollst Deinen Gott lieben aus deinem ganzen Herzen, aus deinem ganzen Gemüte und aus allen deinen Kräften."

Du sollst Ihn lieben weil Er Dein Gott ist. Jeder liebt, was sein ist. Ich liebe meinen Vater unde meine Mutter. Ich liebe meine Heimat, mein Haus und meinen Hof. Ich liebe sogar, wie einmal einer sagte, meinen Hund, weil er mein ist, während ich fremde Hunde von meiner Tür treibe.

So wie ich vieles liebe weil es mein ist, so soll ich auch meinen Gott lieben weil Er mein sein will, mein noch viel inniger als mir Vater und Mutter und Haus und Heimat alles sind.

Wie oft haben wir wohl schon in unserem Leben vor der Weihnachtskrippe gestanden. Unzählige Male haben wir dem Weihnachtssingen der Kirche gelauscht: „Seht da, die Liebestat des Herrn! Da Er reich war, wurde Er um unseretwillen arm, damit wir durch Seine Armut reich würden." „Wie eine Mutter ihr Kind tröstet, so will Ich euch trösten, spricht der Herr. Aufschauen sollt ihr und freuen soll sich euer Herz! Heil will ich ausgießen über Sion und Meine Herrlichkeit über Jerusalem." Und weiter singt die Kirche ihre Weihnachtslieder: „Nicht ferner wird bei Tag die Sonne dir zur Leuchte dienen, noch wird des Mondes Schimmer dir scheinen: Nein, der Herr wird zum ewigen Licht dir sein und dein Gott zu deiner herrlichen Zier!"

Es ist nicht wahr, daß diese Weinhachtslieder Gottes nur den Heiligen verständlich sind oder nur den Hochstudierten. Gott selbst hat sie gedichtet, und Er hat sie gemacht für Sünder und für Heilige, für den Hochgeschulten genau so wie für den Einfachen. Jedem will Gott sagen, was Er uns zu sagen hat. Und seine Botschaft ist kurz. Sie heißt: Mit ewiger Liebe hab ich dich geliebt. Bevor du noch im Schoße deiner Mutter Leben empfingest, habe ich dich schon gekannt und geliebt. Trotz deiner Sünde bist du seit Ewigkeit Mein – und Ich will, daß Ich Dein Gott dir werde. Daß du mich machst zum Gott deiner Liebe!

O du fröhliche! O du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit! Ich sündige – und Gott segnet. Ich mühe mich kaum um Ihn – und Er kommt zu mir. Ich wende mich von Ihm – und Er bleibt mir, verzeihend und gnade- und liebespendend, immer vor meinem Angesicht.

Wer kann Gott fassen?

Er ist ein liebender Gott, weil ich seit Ewigkeiten Sein bin, Sein Eigentum und Seine Liebe.

* * *

Es gibt Menschen, die auf Weihnachten warten, und es gibt andere, die auf das Kommen Gottes harren. Die Welt hat aus Weihnachten und Jesus Christus zwei verschiedene Sachen gemacht. Sie kann Weihnachten ohne den Gottessohn feiern.

Der fromme Mensch kann so etwas nicht. Er will religiöse Weihnacht, christliche Weihnacht, heilige Weihnacht.

Religiös, tief christlich und heilig ist das Geburtsfest des Herrn, wo der Mensch „unruhig ist, bis er ruht in Gott." Wo er sich Gott zu seinem Gott zu machen sucht. Wo er seinen Heiland mit der Seele – wenn auch nur mit sündhafter Seele – suchen geht und so lange sucht, bis er Ihn findet. Ihn, den die Hirten gefunden und die Könige, die Kleinen und die Großen, die Einfältigen und die Weisen, demütig betend: „Zu Bethlehem geboren ist uns ein Kindelein – das hab' ich auserkoren, Sein eigen will ich sein!"

So komm denn, Emanuel, um zu erlösen, um zu segnen, um zu heiligen in Dir Dein Israel! –

– Der Schriftleiter

* * *

Glücklich ist, der des Schicksals Härte stets zu tragen weiß.



Das „Stille Nacht Denkmal" in der Pfarrkirche zu Oberndorf



Stille Nacht – Heilige Nacht



Sinnend saß in seinem stillen Studierstübchen in der Kanzlei zu Oberndorf in den Salzburger Alpen der Hilfspriester Josef Mohr. Es war der späte Nachmittag des Heiligen Abends 1818. Um das kleine Haus sang der Dezembersturm sein trutziges Lied. Doch konnte er nicht verhindern, daß die Schneeflocken dicht und stetig niederfielen auf Dächer und Gassen, um dem Dorf und den Feldern rundum zu Weihnachten das rechte Festgewand zu geben.

Der junge Kaplan hatte sich nicht, wie er in früheren Jahren gern getan, ans Fenster gestellt, um mit heimeliger Freude dem wirbelnden Schneetreiben zuzusehen. Er saß in seinem Lehnstuhl, den Kopf in die Hand gestützt, und sann mit grüblerischem Ernst gar traurigen Erinnerungen nach.

Er dachte daran, wie er im Vorjahr um diese Stunde mit zitternder Hand seiner Mutter den Leib des Herrn als letzte Wegzehr gereicht hatte. Sie war im Jahre 1815 mit ihm hierher gezogen, als er in Oberndorf seine erste Anstellung erhielt und hatte ihm so das Elternhaus mitgebracht in seine ersten Priesterjahre und damit ein trautes Glück. Im Spätherbst 1817 war sie dann krank geworden. Und gerade am Heiligen Abend hatte sie gebeten, für das Sterben gerüstet zu werden. Eine süßtraurige Weile noch hatte der Sohn ihre welken Hände halten dürfen. Dann hatte die Mutter diese Hände behutsam aus den seinigen gelöst, um ihm den letzten Segen zu geben. Es war, als hätte damit ihr Herz seine letzte Kraft vertan. Sie sank in die Kissen zurück und war tot.

Die ganze Nacht war Kaplan Mohr neben der Leiche sitzengeblieben, über die Mette hinaus bis zum Hochamt, das er am hellen Weihnachtsmorgen zu singen hatte. Es war eine gar stille Nacht gewesen, diese Heilige Nacht des vergangenen Jahres. Und dem liebenden Sohn, der da einsame Wacht hielt neben der Toten, war es vorgekommen, als sei ihm die ganze Welt mit der Mutter gestorben. Unaufhörlich waren die Perlen des Rosenkranzes durch seine Finger geglitten, während er zu jedem Ave immer wieder die gleichen Worte fügte: „Herr, gib ihr die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihr!"

Das war es, woran der junge Priester dachte an diesem ersten Jahrtag jenes Sterbens und zugleich dem Tag vor dem Fest der großen Freude.

Stille Nacht und einsame Wacht! Während der Kaplan so saß und sann, verschoben sich ganz unmerklich die Bilder in seiner Erinnerung. An die Stelle des einsam Wachenden trat das Bild der heiligen Zwei, die Wache hielten in jenen hochheiligen Stunden, die ganz hineingebettet waren in eine unsagbar große Stille. Maria und Josef im Stalle zu Bethlehem waren die ersten glückseligen Gefangenen jener Stille, in der alles Lärmen der Welt seinen Klang, alles Treiben der Welt seinen Sinn und alle Pracht der Welt ihren Glanz verlor vor dem Worte Gottes, das von den Himmeln zum Stalle hin drang: „Mein Sohn bist Du. Heute habe Ich Dich gezeugt"; vor dem Worte Gottes, das als einzig wichtige Wirklichkeit in der Krippe lag als das göttliche Kind; vor dem Worte Gottes, zu dessen Ehren die Engel Gottes die Armut der Hirten schon hier auf Erden einhüllen durften in himmlischen Glanz.

Aus solchem Sinnen und Denken heraus zog der junge Priester ein paar leere Blätter an sich heran, griff nach der Feder und begann zu schreiben:

Stille Nacht, heilige Nacht!
Alles schläft. Einsam wacht
Nur das traute, hochheilige Paar:
Holder Knabe im lockigen Haar,
Schlafe in süßester Ruh!

Ganz hell war das eben noch so traurige Gesicht des Kaplans geworden. Als er nun weiterschrieb, stand das erste Lächeln darin an diesem Vorweihnachtstag:

Stille Nacht, heilige Nacht!
Gottes Sohn, o wie lacht
Lieb aus Deinem göttlichen Mund,
Da uns schlägt die rettende Stund
Jesus, in Deiner Geburt!

Schier ein wenig verwundert durchlas Josef Mohr, was er da geschrieben hatte, die ersten Strophen seines Weihnachtsliedes, das echteste Volksdichtung war, schlicht und einfältig und doch flüssig und anmutsvoll zugleich.

Als er nun weitersann über die folgenden Strophen, da kam ihm der Text seiner Weihnachtspredigt dazwischen, die er sich in den vergangenen Tagen abgerungen hatte:

Stille Nacht, heilige Nacht,
Die du einst, Den gebracht
Aus des Himmels lichtgoldenen Höh'n,
Der uns Gottes Fülle läßt seh'n:
Jesus in Menschengestalt!

Stille Nacht, heilige Nacht,
Da sich uns alle Macht,
Väterlicher Güte ergoß
Und als Bruder lieben umschloß
Jesus die Völker der Welt!

Stille Nacht, heilige Nacht,
Lang zuvor uns bedacht,
Als der Herr vom Grimme befreit,
In der Väter uralter Zeit
Aller Welt Schonung verhieß!

Unmerklich war in sein Dichten wieder etwas Lastendes, Schweres gekommen. Kam es aus der Erinnerung an den großen Menschheitsadvent? Oder kam es aus dem Advent, der für ihn begonnen hatte, als über das sonnige Glück seiner ersten Priesterjahre mit dem Tode der Mutter die erste große Dunkelheit einer bangen Not hereingebrochen war? Da hatte er wahrhaft geglaubt, nie mehr richtig froh werden zu können. Nur daran hatte er gedacht, wie ein sonniges Glück jäh untergegangen war in einer Nacht voll Leid und hatte darüber schier vergessen, daß die Liebe, die dieses Glück ausgemacht hatte, gar nicht verlorengegangen war.

War nicht seine Mutter nur heimgegangen zu Gott? Und war nicht ihre Liebe zu ihm auch dort die gleiche und mächtiger noch, als je auf dieser Erde im Behüten und Beschenken?

Und war nicht seine Liebe zur Mutter ihm nur aus den Händen genommen und aus den Augen und aus den Zufälligkeiten des Alltagsgeschehens und dafür abgesunken auf den festen Grund seines Herzens? Und nun erlebte er, wie diese Liebe aus dem Herzensgrund heraufwuchs, wie sie sich anschickte, für die Weihnacht neue Lichter der Freude anzuzünden in seinem Herzen und seinem Leben. War er nicht gerade durch den Gedanken an die Mutter zu diesem herzinnigen Lied gekommen, das ihn so froh machte und das auch andere froh machen sollte? Durfte er sich als Priester überhaupt so abriegeln in seinem eigenen Leid, wie er es am vergangenen Weihnachts-

*

O Schöpfer aller Dinge,
Warum bist Du so klein,
So arm und so geringe? –
„Aus lauter Lieb allein!"

Sind nicht die Kronen alle
Und alle Thronen Dein, –
Warum liegst Du im Stalle?
„Aus lauter Lieb allein!"

Was hat Dich angetrieben,
Die Herzen hart wie Stein,
Die Sünder so zu lieben?
„Die laut're Lieb allein!"

O sei mit Herz und Lippe
Gelobt, gebenedeit,
Du Kindlein in der Krippe,
Du Herr der Herrlichkeit!

P. Sömer

*



Die „Stille Nacht-Kapelle"



Ein
recht gesegnetes, gnadenreiches
Weihnachtsfest!



Nur wer Christus im Herzen trägt, vermag auch wirklich innerlich Weihnachten zu begehen. Möge Gott wahrhaft in Euren Herzen geboren werden, damit Ihr Liebe, Segen und Gnade in Ihm findet. In Euren Herzen sei Wärme, Licht und Friede, was mehr wert ist als die kostbarsten Geschenke der Welt!

— Der Marienbote

fest getan und beinahe auch diesmal es tun wollte?

Gott hatte ihm im Sterben seiner Mutter ein großes Leid bereitet, damit er stark daran werde für sich und für andere. Und nun hatte ihm Gott, das glaubte er zu spüren, durch die Fürbitte seiner Mutter eine Weihnachtsfreude bereitet. Beides sollte von nun an den Menschen zugute kommen, für die er Priester war. So schrieb Josef Mohr die letzte Strophe seines Weihnachtsliedes:

Stille Nacht, heilige Nacht!
Hirten erst kundgemacht
Durch der Engel Alleluja,
Tönt es laut von fern und nah:
„Christus der Retter ist da!"

Maria und Josef haben den Stall nicht abgesperrt vor den übigen Menschen, um ganz allein zu bleiben mit ihrem Himmel voll Glück. Sie haben die Hirten hereingelassen bis ganz nahe zum göttlichen Kind. Sie hatten es den Königen ganz willig gezeigt und allen, die eines guten Willens waren. So wollte es Gott damals, daß das gottgeschenkte Himmelskind Maria eine Freude werde. Es wird ihr auch einmal eine schmerzhafte Weile ein abgrundtiefes Leid werden und abermals eine Ewigkeit lang ihre Herrlichkeit. Allen Menschenkindern hinwiederum ist es durch Maria jedesmal eine Freude geworden, eine Freude aus Mariä Leid und eine Freude aus Mariä Herrlichkeit.

Noch einmal las Josef Mohr sein Gedicht. Er las es mit inniger Freude, ohne jede Spur von Selbstgefälligkeit, ganz einfach froh, daß es ihm seine Stube so hell gemacht hatte und sein Herz.

Es drängte ihn, mit seiner Weihnachtsfreude zu andern Menschen zu gehen. Als erster fiel ihm Franz Gruber ein, der Lehrer war im Filialort Arnsdorf, Organist an der Kirche zu Oberndorf und ihm ein liebwerter Freund. Mohr traf den Freund in einer ähnlichen Stimmung an, wie sie noch ein Stündchen zuvor ihm selbst das Herz schwer gemacht. Gruber hatte erst vor kurzem seine herzgute Frau verloren und sollte nun zum ersten Male mit seinen vier noch kleinen Kindern Weihnachten feiern ohne Frau und Mutter im Haus.

Mit inniger Genugtuung stellte der Kaplan fest, wie sich das Gesicht seines Freundes beim Vorlesen des Gedichtes erhellte. Gleich eilte er an das geliebte Spinett und begann zu phantasieren. Schon bald wuchs aus dem suchenden Spiel eine schlichte,

* * *

„Darum trachtet nach der Liebe!" Mit dem hl. Augustinus wollen wir zu Gott beten: „O immer alte und immer neue Schönheit, zu spät lieben wir dich. Verflucht sei die Zeit, die wir verloren haben! Wir wollen sie mit dem ganzen Eifer unserer Liebe ersetzen. O göttliches Feuer, das du ohne Unterlaß brennst, ohne zu erlöschen, entzünde uns mit deiner göttlichen Liebe, die in uns alles, was irdisch ist, verzehren soll, damit wir in der Zeit und in der Ewigkeit in dich umgewandelt werden mögen." **L. W.**

aber herzinnige Melodie heraus. Es ist die Melodie des Weihnachtsliedes geworden, das wir wohl als das volkstümlichste unter allen bezeichnen dürfen.

Als der junge Priester sich verabschiedete, weil priesterliche Pflichten ihn zum Pfarrdorf riefen, da ließ er den Freund in bester Weihnachtsstimmung zurück und nahm hochbeglückt dessen Versprechen mit, daß noch in dieser Nacht das Lied auch allen Oberndorfern Weihnachts freude ins Herz und ins Haus tragen sollte.

Zur Mette war die Kirche dicht gefüllt. Der gute Pfarrer hatte eine große Sorge, ob es wohl gelingen werde, durch die Mette die rechte Weihnachtsfreude zu schaffen bei jung und alt. Die Orgel war gänzlich unbrauchbar geworden und mußte darum schweigen. Man hatte sich bemüht, einen Ausgleich zu schaffen. Die Kirche erstrahlte in einem Meer von Lichtern. Das Amt begann.

Da hob der Lehrer Gruber auf der Orgelbühne an, auf seiner Guitarre zu spielen. Nie zuvor hatten die Oberndorfer die Melodie gehört. Und nun sang des Kaplans volltönende Stimme den Text dazu:

„Stille Nacht, heilige Nacht!"

Schon bei der zweiten Wiederholung sangen alle den Kehrreim mit. Es wurde das Lieblingslied aller Oberndorfer in dieser Weihnachtszeit.

Im Frühjahr 1819 kam dann aus Fügen im Zillertal der Orgelbauer Karl Mauracher. Er nahm das Lied in seine Heimat mit, von wo die Zillertaler Sänger, Geschwister Strasser, es in allen Alpentälern verbreiteten. Von dort aus hielt es dann rasch seinen Siegeszug durch die ganze Welt . . . .

Die Botschaft der Weihnachtsmessen



Vom Schriftleiter

Freude über Freude verkünden uns die Lesungen und die Evangelien der drei heiligen Weihnachtsmessen des Geburtstages unseres Herrn Jesus Christus.

Immer wenn es heilige Nacht wird, sehen wir die Menschen frohen Herzens zur Kirche eilen. Sie ziehen durch die Straßen unserer Städte, und sie fahren weite Wege durch die dunkle Prärie. Heute ist Weihnacht. Heute ist uns der Heiland geboren. Es riefen die Hirten: „Laßt uns hinübergehen nach Bethlehem und sehen, was da geschehen ist, was der Herr uns kundgetan!" Und sie gingen eilends hin und fanden Maria und Josef und das Kind, das in der Krippe lag. . . .

So riefen die Hirten und so gingen sie zum Heiland hin in jener Nacht, deren heiliges Singen und Klingen nie vergehen will. Wir hören es heute noch. Wir hören es so lockend und so lieblich in unserer Seele, daß auch wir uns Jahr für Jahr trotz Unwetter und schlechter Wege aufmachen, das Kindlein anzubeten und zu hören, was uns der Herr kundgetan hat.

Und was der Herr uns kundgetan, hören wir gleich während der Epistel des mitternächtlichen Engelamtes die Kirche singen:

„Erschienen ist die Gnade Gottes, unseres Erlösers, allen Menschen, und lehrt uns, der Gottlosigkeit und den sündhaften Lüsten zu entsagen und gerecht und from zu leben in dieser Welt!"

Und das Evangelium singt:

„Seht, ich verkünde euch eine große Freude: Heute ist euch der Heiland geboren!"

Es ist, als wenn uns das Evangelium sagen wollte: Er ist Euer Erlöser. Er kann euch erretten auch von Versuchung und Laster. Dazu ward er ja geboren: Daß er euch erlöse von allem übel und von jeder Unheiligkeit. Denn berufen zur Reinheit und Heiligkeit Gottes ist auch der letzte Sünder! Jedem ist das Hoffen gegeben und jeder kann sagen: In Ihm, meinem Heiland und Retter, kann ich alles. Glaubt nur dem Evangelium Gottes und habet Vertrauen und Mut. Habet Mut, mit der Sünde zu brechen!

Und nach dem Evangelium und der weihnachtlichen Predigt singt dann der Mensch sein neues Glauben und Hoffen: „Stille Nacht, heilige Nacht, Hirten erst kundgemacht, durch der Engel Alleluja, klingt es laut von fern und nah: Jesus, der Retter ist da!"

Ja, Jesus, der Retter ist da. Er wird auch mich erretten — wenn ich mich retten lassen will. „Friede den Menschen auf Erden die guten Willens sind", sangen die Weihnachtsengel.

Friede in Gott wird auch mir kommen, sobald ich guten Willens

werde und bleibe!

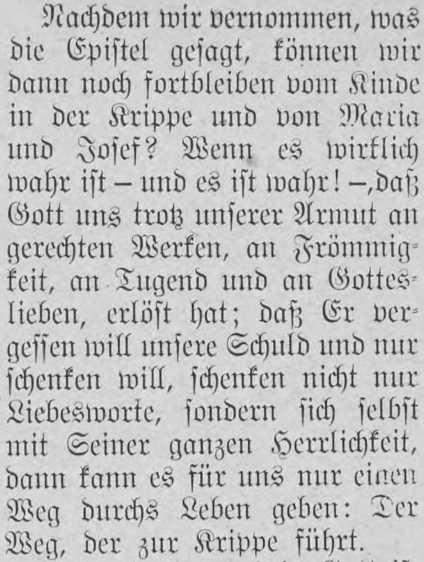
Beim Morgengrauen des hohen Weihnachtstages findet die sogenannte Hirtenmesse statt. Wieder eilen die Menschen zur Kirche. Es ist ja ein Wunder über alle Wunder geschehen: Es ist uns heute der Heiland geboren. In Windeln gewickelt, liegt Er in einer Krippe. Der große Gott – so klein, so lieb, so menschlich, daß man sich einfach nicht mit einem Kirchgang begnügen kann.

Und da singt uns die Epistel zu:

„Erschienen ist die Menschenfreundlichkeit unseres Gottes und Heilandes. Er hat uns erlöst, nicht etwa wegen gerechter Werke, die wir getan, sondern nach Seinem Erbarmen!“

Und im Evangelium heißt es:

„Die Hirten gingen eilends nach Bethlehem und fanden Maria und Josef und das Kind, das in der Krippe lag.“



Nachdem wir vernommen, was die Epistel gesagt, können wir dann noch fortbleiben vom Kinde in der Krippe und von Maria und Josef? Wenn es wirklich wahr ist – und es ist wahr! –, daß Gott uns trotz unserer Armut an gerechten Werken, an Frömmigkeit, an Tugend und an Gotteslieben, erlöst hat; daß Er vergessen will unsere Schuld und nur schenken will, schenken nicht nur Liebesworte, sondern sich selbst mit Seiner ganzen Herrlichkeit, dann kann es für uns nur einen Weg durchs Leben geben: Der Weg, der zur Krippe führt.

Mein Gott und dein Gott ist so hoch, du kannst nicht über Ihn hinaus. Er ist so tief – du kannst nicht hinabsteigen zu Ihm. Er ist so weit – du kannst Ihn nie und nimmer umgehen. Du mußt in Ihn hinein dich senken mit deinem ganzen Beten und mit allem deinen Lieben. Und das kannst du erst dann, wenn etwas von Gott selbst, wenn Gottes Gnade und Gottes Leben in dir ist. Das aber ist das Allergrößte der weihnachtlichen Menschenfreundlichkeit Gottes: Daß Er kam, uns von Seinem Leben, um uns Seine Gnade zu geben!

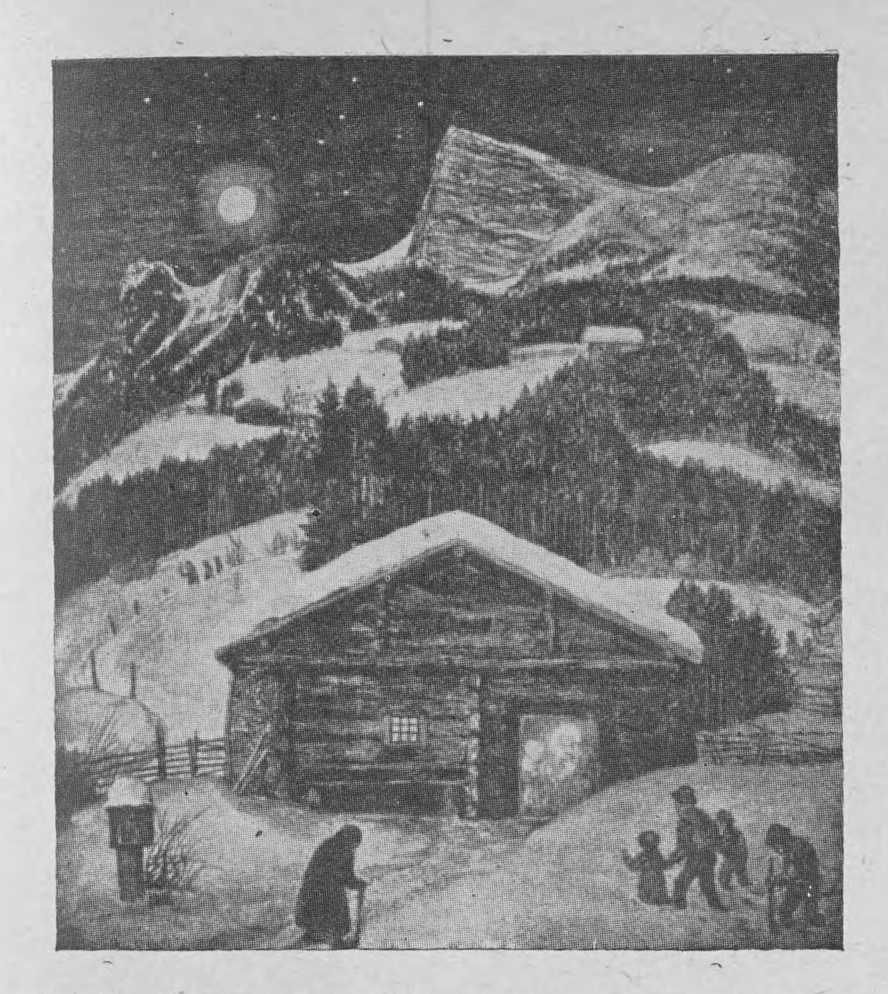
Wie die Hirten, wollen auch wir hinauseilen zum Kripplein, auf daß Er uns begnade und in Seiner Gnade halte so lange wir leben auf Erden.

Bei hellem Tageslicht des hohen Weihnachtsfestes läuten die Kirchenglocken zum dritten Male und rufen zum feierlichen Hochamt. Da ruft uns die Epistel zu:

„Vielmals und manigfaltig hat Gott einst zu den Propheten gesprochen. Jetzt hat Er in der Fülle der Zeit durch Seinen Sohn geredet.“

Und das Evangelium erzählt:

„Er kam in sein Eigentum,



aber die Seinen nahmen Ihn nicht auf. Allen aber, die Ihn aufnahmen gab er Macht, Kinder Gottes zu werden. . . . Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt. Und wir haben Seine Herrlichkeit gesehen, die Herrlichkeit des Eingeborenen vom Vater, voll der Gnade und Wahrheit!“

Durch Seinen eingeborenen Sohn hat Gott zu uns gesprochen. Er gab uns durch Jesus Christus unseren Heiland ein neues Gebot: Das Gebot des Liebens. Lieben sollen wir unseren Gott, ganz gleich ob mit der reinen Liebe der Heiligen oder ob mit der reuigen Liebe des Sünders. Wie die Liebe ist, danach frägt Gott nicht. Daß die Liebe da ist, ist sein Gebot. Lieben sollen wir Ihn aus unserem ganzen Herzen, aus unserem ganzen Gemüte, aus allen unseren Kräften. Und in Ihm sollen wir unseren Nächsten lieben wie wir uns selbst lieben.

Das ist die große Botschaft, die Gott uns in der Fülle der Zeit durch das göttliche Kind der heiligen Weihnacht gegeben.

Werden wir Ihn und Sein Wort aufnehmen? Er kam in Sein Eigentum, und viele verweigern Ihm das Kommen und das Bleiben. Wer an Ihn glaubt und nach Seinem Worte lebt, wird umgewandelt werden vom Sünder zum Sohne und zur Tochter Gottes des ewigen Vaters. In uns wird Er wieder Fleisch werden, der göttliche Sohn der heiligen Weihnacht.

Das traute, hochheilige Paar und die Hirten sahen das Gotteskind im Stall zu Bethlehem. Ich finde Ihn im Tabernakel. Was Maria und Josef und die freudigen Hirten vor der Krippe getan, das will ich vor dem Tabernakel tun: Ich knie nieder und bete Dich an, Dich, meinen Retter und Erlöser.

Du aber segne mich mit weihnachtlichem Segen und halte mich bei Dir, bis auch ich werde wie Du bist: Ein Sohn des ewigen Vaters, der da betet und auch lebt: Dein Wille, o Vater, geschehe wie im Himmel so auch auf Erden, so auch in meinem Herzen. Denn heilig ist nur Dein Name, und geheiligt soll er werden für alle Ewigkeit!“

Gottesliebe lacht aus dem göttlichen Munde des Krippenkindes. Hoffnungsvoll beten wir aus der ersten Weihnachtsmesse:

„Gott, Du hast diese hochheilige Nacht durch den Aufgang des wahren Lichtes taghell gemacht: laß uns wir bitten Dich, jenes Lichtes Wonnen im Himmel kosten, dessen Geheimnisse uns auf Erden kund wurden, Deines Sohnes Jesus Christus, der mit Dir lebt und herrscht von Ewigkeit zu Ewigkeit.“

* * *

Eine der Hauptursachen, warum Jesus auf die Erde herniedergestiegen ist und sich für uns hingegeben hat, ist, damit der Mensch zur Erkenntnis komme, wie sehr ihn Gott liebe und damit diese Erkenntnis in ihm ein Feuer der Liebe entzünde zu demjenigen, der ihn zuerst unendlich geliebt hat.

Heil. Augustinus



Hansele

Ein Weihnachtsgeschichtlein aus den Kärntner Bergen

von Paula Hauser

In einer ärmlichen, aber peinlich rein gehaltenen Stube sitzt eine bleiche, noch junge Frau über eine Näharbeit gebückt. Auf dem Boden bewegt sich ein kleiner vierjähriger Knabe, welcher sich eifrig bemüht, aus kleingehackten Holzscheiten ein Haus zu bauen. Immer von neuem beginnt er seine Arbeit, denn immer wieder stürzt der schöne Bau zusammen. Endlich verliert Hansele die Geduld und schaut mit seinen schwarzen Guckäuglein auf zur Mutter: „Mutti, wann kommt das Christkindl?“ Die Mutter überhört die Frage, ihre Gedanken gelten dem vorjährigen Weihnachtsabend. Vor ihren Augen steht ein Lichterbaum. Ein stattlicher Soldat hält sie umschlungen. Der Vater ist auf Urlaub da. Ein zehnjähriges blondes Mädel und der kleine Hansl bewunderten den schönen Christbaum und die vielen Sachen darunter. Vater und Mutter und zwei liebe Kinder feiern Weihnachten in der Hoffnung, daß der Vater bald ganz zu seinen Lieben heimkommen werde.

Heute ist nur noch der Hansele ihr Trost. Der liebe Gott hat die andern zwei zu sich berufen. Der Vater hatte sein Leben auf dem Schlachtfelde gelassen. Lenerl war ihr in wenigen Tagen durch eine Grippe entrissen worden.

„Hörst, lieb' Mutti! Kommt das Christkindl heute auch zu mir?“

Durch diese abermalige Frage wurde Frau Hilda aus ihrer Träumerei erweckt.

„Ja Bubi, heut kommt es bestimmt.“

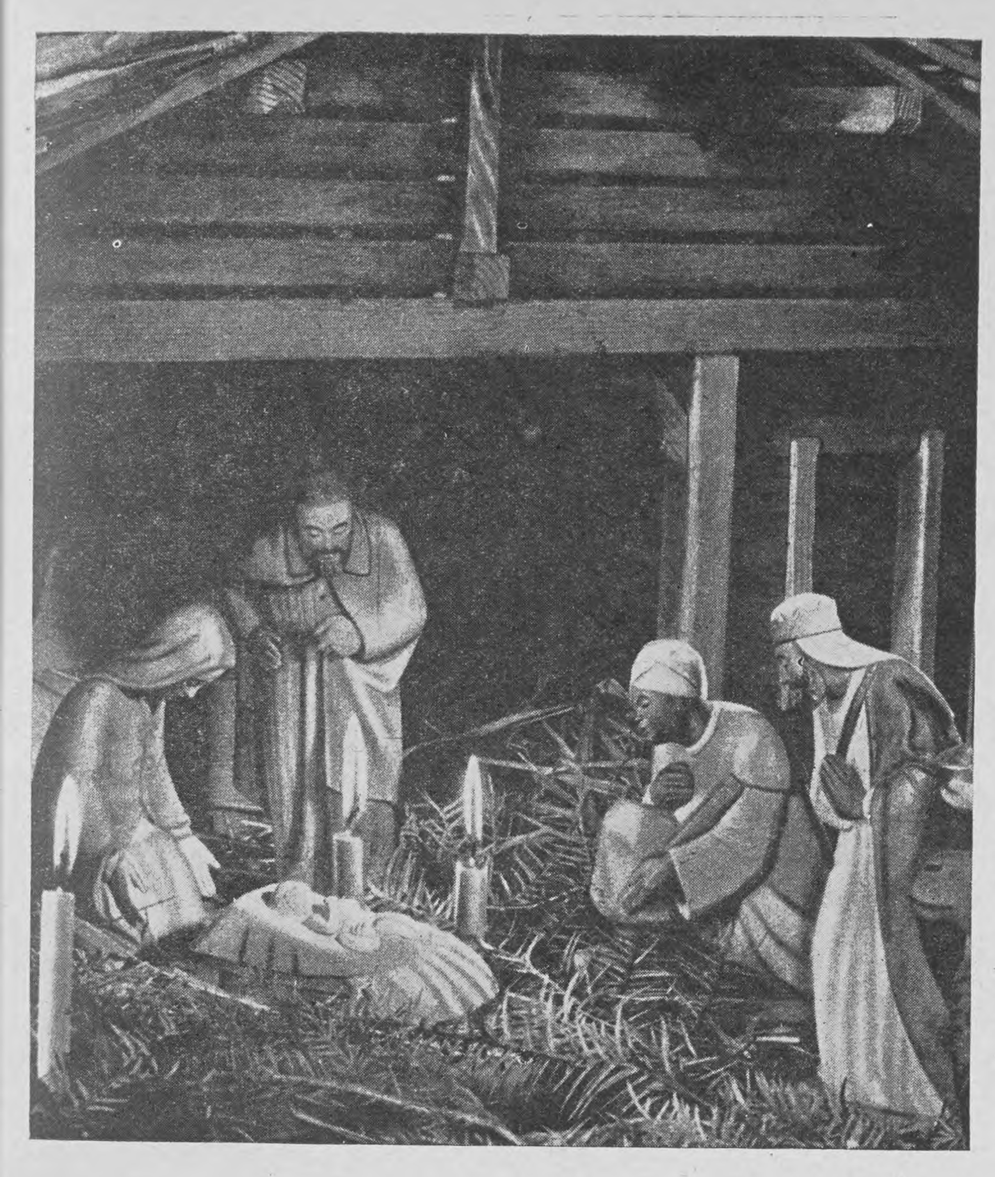
„Mutti, bleibst du lange aus, wenn du die Arbeit der Frau Doktor bringst, und muß Hansele allein bleiben und lange, lange warten?“

„Nein, mein Kind“, erwiderte die Mutter, „ich werde mich sehr beeilen, damit ich bald wieder bei dir bin. Laß mich nur schnell noch die Arbeit fertignähen, tu noch ein bisserl Häuserl bauen einstweilen. Kannst du noch das schöne Weihnachtslied: „Stille Nacht, heilige Nacht?“ Lenerl hat das immer so schön gesungen.“

„O ja, Mutti, ich kann alle drei Strophen“ – und nun fing Hanserl an, in Begleitung seiner Mutter das schöne Lied zu singen.

„Bravo, Hansi, komm mal her, Mami hat dich lieb.“ Sie drückte den Kleinen an ihre Brust und küßte ihn herzlich.

Der Mutter perlten die Tränen in die Augen.



Der das Leben
euch gegeben
und unsichtbar euch erhält,
der euch führet,
euch regieret,
tritt heut sichtbar in die
Welt.

Aber statt auf goldnen
Thronen
will in niederm Stall
er wohnen,
eine Krippe, arm und
klein, schließt ihn ein.

Daß die Erde schöner
werde, stieg er von dem
Himmelszelt,
uns vom Bösen
zu erlösen,
kam als Kind der Herr
der Welt:
daß die Schöpfung
sich verkläre,
ward er selbst uns Licht
und Ehre,
drum, ihr all,
die ihr ihn schaut,
preist ihn laut!

Hanserl sagte traurig: „Mami, nicht weinen, der Hansi wird brav sein."

Endlich war die Näharbeit fertig und wurde in einem Karton verpackt. Bevor Frau Hilde das Häuschen verließ, nahm sie herzlich Abschied von ihrem Kinde mit den Worten: „Mutter kommt in einer Stunde. Sei schön brav und schau dir einstweilen die vielen kleinen Bilder an, die dir Lehrers Mitzi geschenkt hat."

Das Häuschen der Witwe war ganz abseits des Dorfes. Einen halbstündigen Weg mußte Frau Hilda durch den Wald ins Dorf zurücklegen. Die Dämmerung ist hereingebrochen. Glücklich, daß sie die Arbeit fertiggebracht hatte und um den Erlös dafür Nahrungsmittel und Kleider würde kaufen können, ging sie mit raschen Schritten vorwärts und bald war sie am Ziele. Über die schöne Arbeit war die Dame sehr erfreut. Sie schenkte der armen Frau abgelegtes Spielzeug, das ihre Kinder nicht mehr freute, und einige Schachteln Bäckereien für den Kleinen. Auch ein Schaukelpferdchen könnte die Witwe für den Buben bekommen, wenn es ihr nicht unbequem wäre, es heute noch mitzunehmen.

„O, wie gerne möchte ich es heute noch meinem Buben bringen! Wie wird er sich darüber freuen!"

Nun ging es heimwärts. Der Schnee krachte unter Frau Hildas Schuhen in der kalten Nacht. Eisige Luft strich über ihre Wangen. Der dünne Schal wurde fester um den Hals genommen.

Plötzlich hörte Frau Hilda Männerschritte. Ängstlich schaute

sie sich um.

„Guten Abend, Frau Hilda."

„Guten Abend, Herr Förster."

„Beinahe hätte ich sie in der Dunkelheit nicht erkannt." Der Förster nahm der Frau einige Pakete aus der Hand und sagte: „Ein Stück des Weges kann ich etwas von Ihrem Gepäck tragen."

„Herr Förster müssen heute noch Dienst machen?"

„Ja", erwiderte der Förster, „heute ist es besonders notwendig – es treiben sich einige verdächtige Gesellen umher.

Mittlerweile trennten sich die Wege. Der Förster ging den Holzweg entlang in den dunklen Wald hinein.

Frau Hilda bemühte sich, recht rasch vorwärts zu kommen. Ihr war schon sehr bange, das Kind allein zu Hause, in der Nähe kein Nachbarhaus, wo sie den Buben guten Menschen zur Aufsicht hätte überlassen können.

Infolge der vielen Arbeit der letzten Tage, auch der Nächte, die sie zu Hilfe nehmen mußte, um fertig zu werden, überkam sie Müdigkeit. Der Schnee war auf dem Wege durch das viele Fuhrwerk der letzten Tage glattgefahren. Frau Hilda ruschte aus und stürzte zu Boden. Sie wollte aufstehen, doch was ist das – es geht nicht. O weh! Der Knöchel wurde durch den Sturz verletzt. Was jetzt – „Ich muß durchaus nach Hause." Mit vieler Mühe konnte sich die Frau endlich aufrichten, aber nur mühsam hinkend vermochte sie weiterzugehen.

„Ach, du lieber Gott, ich bitte dich, laß mich noch zu meinem Kinde kommen!" Sorge und Angst um ihr Kind quälten die arme Frau. Der Schmerzen nicht achtend – wenn schon nicht so schnell, als sie ersehnte, wird sie doch nach Hause kommen.

Mittlerweile wurde es dem Hansele bang. Mutti bleibt so lange aus heute!

Der Bub ging zur Tür, er wollte Ausschau halten nach der Mutter; leider half kein Rütteln und kein Pochen. Die Tür hat die Mutter zugesperrt. Hansel kam in Sorge, ob das Christkind wohl beim Fenster hereinkommen könne.

Schnell muß der Hansel aufs Fensterbrett klettern und probieren, ob sich das Fenster öffnen läßt. Ja, richtig, der Riegel gibt nach und Klein-Hanserl purzelt zum Fenster hinaus.

In den tiefen Schnee fällt das Kind weich. Es richtet sich auf und nun steht es im Freien.

Hansel überlegt nicht lange, er wird der guten Mutti entgegengehen. Der Weg war dem Bürschchen ja bekannt. In der guten Jahreszeit durfte Hansl öfter mit seiner Mutter in den Ort laufen.

Ja, geradeaus lief Hansele in den Wald hinein. Das Näschen und die Wangen vor Kälte schon

* * *

Die Adventsglocken läuten durch den Wintermorgen hin, und hinter hell erleuchteten Fenstern unserer Gotteshäuser erklingen die alten Adventslieder der Sehnsucht durch die frühe Morgenstunde. Wie die Kleinen im Andenken an das nahende Cristkind jubeln, so auch die Großen, und selbst in das Sündenelend dringt eine leise Rührung neuer Hoffnung und neuen Vertrauens: es ist ja Advent.

Christus kommt, unser Gott, mit seiner Gnade, seinem Segen, seiner Liebe, seinem Erbarmen, seiner Milde und seiner Stärke.

Dann wird es Weihnacht: Ein Licht geht auf in der Finsternis und aufs neue Licht leuchtet über den Völkern sein Heil.

Adolf Donders

gerötet, eisig kalt die Händchen. Mit den braunen Löckchen spielte der Dezemberwind. Ein paarmal purzelte Hansele in seiner Eile und klopfte dann mit seinen kleinen Händchen den Schnee von seinem Höschen.

Doch jetzt kam er zur Kreuzung der Wege. Nun wohin? Nicht lange überlegend, trollte er ruhig weiter. Leider hatte der Knabe nicht den richtigen Weg eingeschlagen, der ins Dorf führen sollte. Klein-Hansele ging immer tiefer in den Wald hinein. Er schaute zu dem Sternenhimmel empor. Mutti hatte oft erzählt, daß für jeden Menschen ein Sternlein am Himmel sei. Besonders ein Sterlein gefiel ihm sosehr. Er zeigte mit seinem von der Kälte fast halberfrorenen Fingerchen hinauf mit den Worten:

„Das ist wohl Hansis Sternlein."

Der Kleine ging schon eine gute Strecke des Weges. Die kleinen Händchen, das heißt eigentlich nur die Fingerspitzerln, konnte er in seine Rocktäschchen verstecken vor der Kälte. Nun wurde ihm bange. Hanserl wurde schon müde. Er fing an die Mutter zu rufen: „Mutterle, Mutterle!" Leider hörte er immer wieder nur das Echo. Ermuntert, daß ein zweiter Knabe sich auch im Walde befindet, bekam er neuen Mut und schrie noch lauter.

Plötzlich stand Hanserl vor einer Lichtung. Ein freier Platz, kleine Fichten standen in den Reihen, glitzernd und funkelnd lag der hartgefrorene Schnee an den kleinen Ästchen. Alle Bäumchen waren mit silbernen Sternchen besät.

Ja, wie kommt denn das? Hanserl schaut so verwundert die schönen Christbäumchen an. Erstaunt über all die Pracht glaubte er, nun müsse auch das liebe Christkind nicht mehr ferne sein. Um das Christkind zu verständigen muß er sich bemerkbar machen. Hanserl kniet auf den hartgefrorenen Schnee nieder, faltet die Hände und fängt an, mit seiner hellen Kinderstimme laut das schöne Lied, das er mit seiner Mutter so oft geübt hat, zu singen:

„Stille Nacht, heilige Nacht,
alles schläft, einsam wacht –"

Wie er die letzte Strophe beendigt hat, hört Hanserl plötzlich Schritte.

In den Zweigen raschelt es; der Schnee kracht. Ängstlich sieht das Büblein sich um – und aus seiner Seligkeit herausgerissen, bekommt Hansl Angst.

„Mutti, Mutti, komm!" ruft der Knabe. Er zittert am ganzen Körper. Vor ihm steht ein fremder Mann.

Holler Friedl ist es, der sich plötzlich dem kleinen Hansel nähert. Er ist eines Kleinbauern Sohn, leider war ihm eine Leidenschaft zum Verhängnis geworden. Er mußte eine Arreststrafe abbüßen, da ihn der Förster ertappt hatte, als er einen Rehbock schoß. Vor acht Tagen kam er aus dem Gefängnis.

Heute wollte Friedl mit dem Förster abrechnen und ihm einen ordentlichen Denkzettel geben. Ein kleiner Hügel, mit vielen Sträuchern und Stauden bewachsen, gab dem Wildschützen eine gute Deckung. Heute muß ja der Förster kommen, um die jungen Fichten zu bewachen, die zu Weihnachten so gerne gestohlen werden.

Gespannt lauscht und späht der Wildschütz nach allen Seiten im Dickicht. Was war das für ein Knistern? Zog ein kleines Wild vorüber? – Nein, er sah nichts; hörte er Schritte? – Nein, das war nicht des Försters Tritt. Da – ein Lied aus Kinderkehle. Das alte liebe Weihnachtslied.

Er greift sich an seine Stirne. Er ist wach und hat nichts ge-

Advent umsonst ....?

Diese Frage wirft der große Bischof Johann Michael Sailer auf:

„Werde ich nach dem Advent auch heuer wieder so ungebessert, so träg zum Guten, so ohne christliche Gesinnung sein wie die vorigen Jahre? Werden diese Adventswochen auch heuer für mich umsonst sein?

Werde ich auch heuer in der Cristnacht, in dieser unvergeßlichen Mitternachtsstunde, zu mir sagen müssen, was ich bisher sagen konnte? Sieh, vier Wochen hattest du Zeit und Gelegenheit, dich auf diese Stunde vorzubereiten, und dein Herz ist noch hart wie die Krippe, in die das Kind Jesus gelegt ward, noch so kalt, so frostig wie die Jahreszeit; so gleichgültig wie etwa ein vernunftloses Tier, das in dem nämlichen Stall lag, wo Jesus geboren ward!

Werde ich das zu mir sagen müssen?"

Eine Frage stellen wir dazu: Hast du deine Adventsbeichte schon verrichtet?

Sei gegrüßt, die auserkoren
Unter allen Weibern war,
Die den Heiland uns geboren,
Ihn, der sein wird, ist und war,
Jungfrau, deren Schoß die Sonne
Der Gerechtigkeit empfing,
Mutter, deren Blick mit Wonne
An dem ew'gen Sohne hing.
Wie der Engel dich begrüßte,
Grüßet dich die Christenheit
Denn das Knäblein, das dich küßte,
Ist der Herr der Herrlichkeit.
Den du oft mit sanften Armen
An die Mutterbrust gelegt,
Ist der Herr, der mit Erbarmen
Aller Himmel Himmel trägt.

Fried. Leopold zu Stolberg




trunken. Nun schleicht er weiter vor. – Er horcht.

„Tönt es laut von fern und nah:
Christ, der Retter, ist da,
Christus, der Retter, ist da!“

Friedl schaut sich nach allen Seiten um. Was ist das dort beim Jungforst? Dort bewegt sich etwas.

Von dort kommt das Singen; klein und dunkel hebt sich etwas von der weißen Schneedecke ab.

Noch einmal greift er an seine Stirn, um sich zu überzeugen, ob er wache oder träume.

Nun hört er noch „Mutter!“ rufen.

Ja, er traut seinen Augen nicht. Ein kleiner Knabe schaut sich ängstlich um. Bald stand der Wildschütz vor dem Buben. Der kleine Knabe erhob sich von der Erde und zitterte am ganzen Körperchen. Der große Mann wird ihm ein Leid antun. Bittend hebt er seine Händchen, die vor Kälte halb erstarrt sind, zu dem Manne empor.

„Büable, tu dich nicht fürchten – ich tu dir nichts“, sagte der Wildschütz. Er nahm das Kind in seine Arme, mit seiner kräftigen Hand wärmte er die Händchen des Knaben.

Der Kleine schmiegte sich an des Wildschützen Brust und erzählte weinend, daß er sein Mütterle suchen wollte. Dann fielen die müden Äuglein zu. Nun wußte Friedl, daß der Knabe Frau Hildas Kind sei.

Der Wildschütz ging mit seiner kleinen Last frei auf dem Wege der Dorfstraße zu, das Gewehr auf dem Rücken. Sollte er dem Förster begegnen, so will er ihm die Waffe übergeben und sein schlechtes Vorhaben bekennen.

Aber niemand war im Wald zu sehen. Klein-Hanserl schlief so selig in Friedls Armen. Als er schon in die Nähe des Häuschens der Witwe kam, hörte er verzweifeltes Weinen; die Mutter wollte gerade das Häuschen verlassen, sie konnte sich mit dem verletzten Fuß schwer fortbewegen. Keine Spur vom Hanserl, ein Paar Fußtrittchen gleich neben dem Fenster in dem Schnee, sonst nichts.

Die Verzweifelte glaubte, Zigeuner hätten ihr Kind geholt. Nun betet sie laut in ihrer Angst zum lieben Gott um Hilfe. In ihrer Aufregung bemerkte sie nicht, daß der daherkommende Mann eine kleine Last trug.

Schon wollte sie den Mann, den sie in der Dunkelheit nicht erkannte, fragen, ob er nicht ihr Kind gesehen habe. Plötzlich stieß sie einen Freudenschrei aus: „Hansele, mein Büable!"

Lachend legte Friedl den schlafenden Buben in die Arme der nun glücklichen Mutter.

Zu Hause angekommen, wurde Hanserl mit heißer Milch wieder erwärmt und fühlte sich bald frisch und munter.

Der Wildschütz berichtete der Witwe, wie er zu dem Buben gekommen war. „Von nun an will ich ein rechtschaffener Mensch werden und meine armen Eltern nicht mehr kränken", sagte der Wilderer.

Er half der Frau noch das Bäumchen schmücken, und in einer Stunde erfreute sich Hansel an seinem schönen Christbäumchen.

Noch am späten Weihnachtsabend pochte Friedl bei dem Förster an. Er übergab dem Förster das Gewehr, erzählte, was sich begeben, und bekannte, was er geplant hatte und wie ihn die unbändige Leidenschaft verführt habe. Nun werde er nie mehr wildern.

Der Förster reichte dem Friedl die Hand mit den Worten: „Du hast einer armen Frau ihr Liebstes gerettet. Der Knabe wäre gewiß erfroren. Eine höhere Macht hat alles wunderbar gelenkt. Du wirst noch von mir hören."

Anderentags meldete der Förster dem Gutsherrn den Vorfall und meinte dazu, einen Hilfsjäger könne er schon lange brauchen, und wenn es der Herr Oberförster erlaube, so möchte er es mit dem Friedl probieren.

Drei Jahre sind seither verflossen. Aus dem Waldschützen ist ein gewissenhafter Jäger geworden.



Wieder war Weihnachtsabend. Friedl klopfte am Hütterl der Witwe an. Hanserl öffnete die Tür und begrüßte den Jäger gar herzlich. Er ging schon seit Jahresfrist in die Schule. Seit dem Tage, an dem sich die beiden im Walde gefunden haben, hat Friedl den Buben ins Herz geschlossen. Er überraschte den Hansel öfter mit kleinen Geschenken. Drinnen in der Stube glänzte ein Bäumchen im hellen Lichterglanze. Voll Freude zeigte der Knabe dem Jäger sein Christbäumchen. Friedl nahm den Knaben in seine Arme, küßte ihn auf Stirn und Wangen und sagte: „Dir hab ich es zu verdanken, liebes Hansele, du hast mich wieder zu einem guten Menschen gemacht. Heute bin ich als Jäger fix angestellt und habe ein ganz gutes Einkommen."

Dann wandte er sich zu des Buben Mutter hin: „Hilda, wollen Sie meine Frau werden, ich will Hansel ein guter Vater sein?"

Drei Glückliche gingen in der kalten Winternacht zur Christmette.

„Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind."

* * *



Heil'ge Nacht, mit tausend Kerzen
Steigst du feierlich herauf, –
O so geh in unsern Herzen,
Stern des Lebens, geh uns auf!
Schau, im Himmel und auf Erden
Glänzt der Liebe Sonnenschein:
Friede soll's noch einmal werden
Und die Liebe König sein.



Herbergsuchen

vom Schriftleiter



Drüben überm weiten Meer, in der lieben alten Heimat, wo Vater und Mutter uns mit unserm guten Gott bekannt gemacht, wo die trauten Glocken der Heimatskirche uns an allen Adventstagen früh des Morgens zur Roratemesse riefen; drüben, wo die Leute nicht nur katholisch sind, sondern auch katholisch leben, herrscht noch so mancher fromme Christenbrauch. Von den Vorvätern wurde er übernommen und in ehrfürchtiger Gottesliebe gepflegt, damit Herz und Seele sich immer mitfreue mit dem fleischgewordenen Erlöser, und immer mitleide mit Ihm, der in der Krippe gelegen und für uns am Kreuze gestorben.

Während wir uns hier auf das Weihnachtsfest vorbereiten – auf das Weihnachtsfest des Radios und des Eaton Kataloges, auf das Jesus-leere Weihnachten der Welt – feiern die Leute drüben heilige Adventszeit, heiliges, einladendes Warten und Kommen des himmlischen Kindes.

Früh am Morgen wird zur Roratemesse gegangen. Und abends findet in den Häusern das fromme Spiel des Herbergsuchens für Maria statt.

Auf dem weißgedeckten Tisch der guten Stube liegt, zwischen grünen Tannenzweigen, der Adventskranz. Vier Kerzen zieren ihn. Während der ersten Adventswoche brennt ein Lichtlein, in der zweiten Adventswoche werden zwei Kerzlein angezündet, in der dritten Woche drei, und während der vierten Woche der Vorweihnachtszeit brennen alle vier Lichter. Vier aus Holz geschnitzte Englein knien um den Adventskranz.

Abends, wenn bereits alle Sternlein am hohen Winterhimmel strahlen, versammelt der Hausvater die Familie. Nachbarn kommen und Freunde, und bald erfüllt frommes Singen das Haus: „Tauet, Himmel, den Gerechten, Wolken, regnet Ihn herab!"

Dann kommen die Herbergsucher. Laut klopfen sie an die Tür, und auf das „Im Namen Gottes kommt herein" des Hausvaters tragen ein paar Nachbarbuben und Mädchen eine Gottesmutterstatue ins Haus. Weit öffnet der Hausvater der lieben, herbergsuchenden Gottesjungfrau Maria die Tür, während die Hausmutter den Herbergsuchern die Statue abnimmt und spricht:

„Sei gegrüßt, o Jungfrau rein,
Mit Freud' nehm' ich dich in
mein Haus hinein.
Verehren woll'n wir dich von
ganzem Herzen,
Verlaß uns nicht in unsren
Todesschmerzen."

Die Familie und alle Besucher geleiten das Bild ins Haus. Die Figur wird auf den Tisch gestellt, der Adventskranz ihr zu Füßen. Nun singen alle Leute: „Sei gegrüßt, o Jungfrau rein!"

Nach dem Gesange öffnet der Hausvater die alte Hausbibel, und er liest mit lauter Stimme den ersten bis zum fünften Vers des zweiten Kapitels aus dem Lukasevangelium:

„In jenen Tagen erging vom Kaiser Augustus ein Befehl, das ganze Weltreich aufzuzeichnen. Dies war die erste Aufzeichnung. Sie fand statt unter Quirinius, dem Statthalter von Syrien. Alle

Man muß, will man dem Herrn die Wege bereiten, zurücktreten können mit all seinen persönlichen Wünschen, aber auch mit allen, hinter das heilige Werk. Man muß immer mehr abnehmen können an Selbstsucht. Man muß sich jene grausame und todbittere Wahrheit sagen können, die da heißt: „Du dienst einem Ideal — aber du wirst auf Erden nie seinen Sieg und seine Erfüllung schauen." Und man muß mit dem Munde und mit der Seele und mit seiner ganzen Energie sagen können: „Dennoch — dennoch — dennoch!"

gingen hin, um sich eintragen zu lassen, ein jeder in seine Vaterstadt. So zog auch Josef aus der Stadt Nazareth in Galiläa hinauf nach Judäa, in die Stadt Davids, die Bethlehem heißt, weil er aus dem Hause und dem Geschlechte Davids war, um sich eintragen zu lassen mit Maria seiner Angetrauten, die guter Hoffnung war."

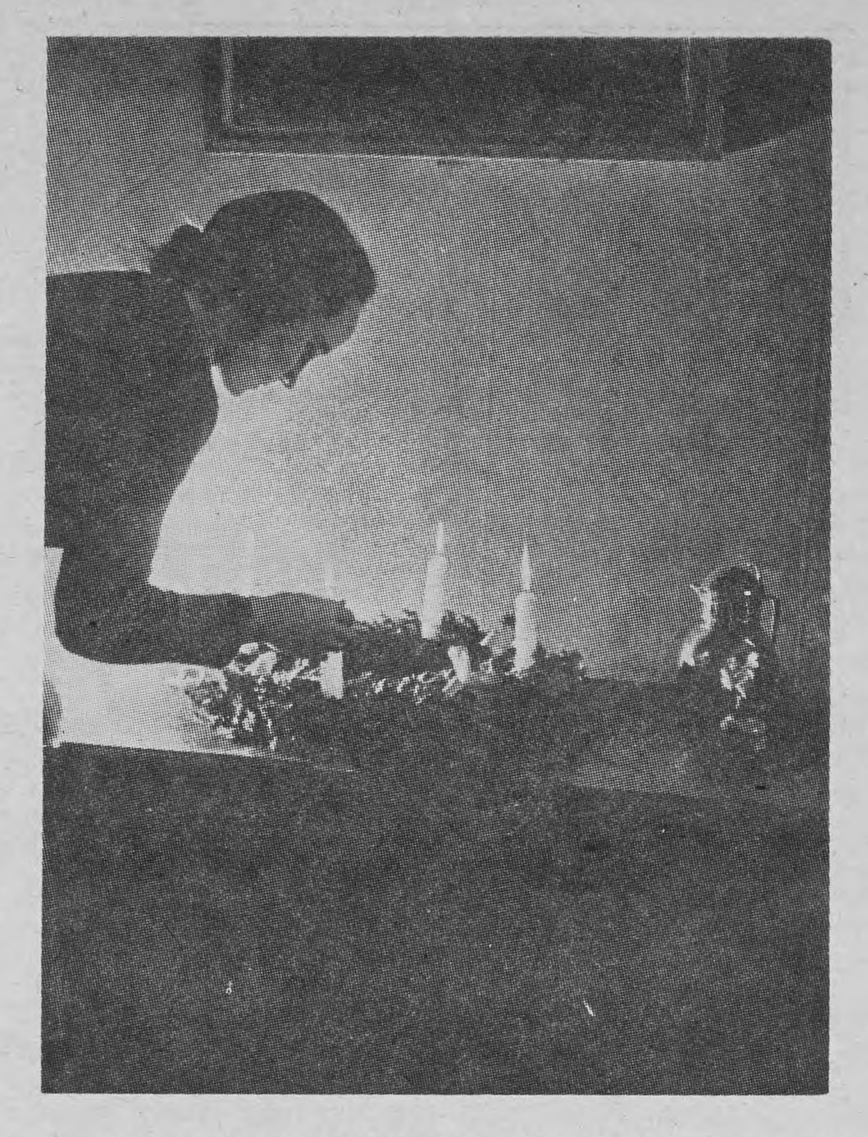
Und der Hausvater liest zum Schluß aus dem siebenten Vers desselben Lukaskapitels:

„In der Herberge war aber kein Platz für sie."

Dieser heiligen Lesung, der alle fromm gelauscht, folgt wiederum ein Adventslied.

Nun beginnt der Hausvater das schöne Gebet vom Engel des Herrn vorzubeten, der da zu Maria kam, um ihr die Botschaft zu bringen, daß sie vom Heiligen Geist empfangen werde. Die versammelten Gläubigen beten mit.

Und noch einmal öffnet der Hausvater die Bibel und liest Vers eins bis Vers 14 des ersten Kapitels aus dem Johannesevangelium:



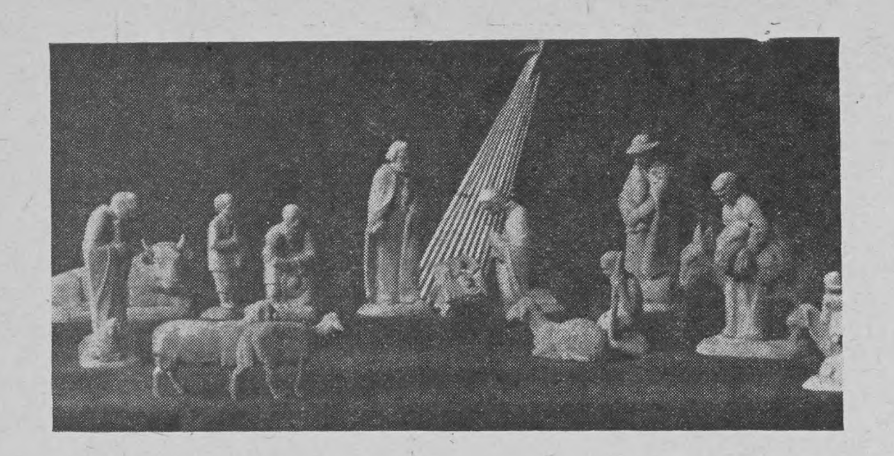
„Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und das Wort war Gott. Dies war im Anfang bei Gott. Durch das Wort ist alles geworden, und ohne Es ward nichts von allem, was geworden ist. In Ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen. Das Licht leuchtet in der Finsternis; aber die Finsternis hat Es nicht ergriffen. Ein Mann trat auf, von Gott gesandt. Sein Name war Johannes. Der kam, Zeugnis zu geben, Zeugnis für das Licht, daß alle durch Ihn zum Glauben kämen. Er war nicht selber das Licht, nur Zeugnis sollte er geben für das Licht. Da kam das wahre Licht, das jeden Menschen erleuchtet, in der Welt. Er war in der Welt. Die Welt ist durch Ihn geworden; und doch hat die Welt Ihn nicht erkannt. Er kam in sein Eigentum, aber die Seinen nahmen Ihn nicht auf. Allen aber, die Ihn aufnahmen, gab Er Macht, Kinder Gottes zu werden, denen, die da glauben an Seinen Namen; die nicht aus dem Geblüt, nicht aus dem Wollen des Fleisches und nicht aus dem Wollen des Mannes, sondern aus Gott geboren sind.

„Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt.

„Und wir haben Seine Herrlichkeit gesehen, die Herrlichkeit des Eingeborenen vom Vater, voll der Gnade und Wahrheit."

Heilig sind die Worte, die dem lauschenden Christen in die Herzen dringen. Der Tag der Geburt Christi naht heran; der Tag des Lichtes ist bald da. Er kam in Sein Eigentum, doch die Seinen nahmen Ihn nicht auf. Sie sahen nicht das Licht, das Er ist. Das Licht, das uns leuchtet auf den finsteren Wegen einer sündhaften Welt.

Es folgt ein Vaterunser als fromm-demütige Bitte, durch Gottes Hilfe und Gnade in den Kreis jener erhoben zu werden, die den Heiland aufgenommen; die das



Licht erkannt und sich entschlossen haben, in der Gnade und Wahrheit dieses Lichtes zu verbleiben für alle Ewigkeit.

Nun beginnt der Hausvater den freudenreichen Rosenkranz vorzubeten. Fromm denken die Versammelten an die Geheimnisse eines jeden Gesetzleins. Sie denken an den kommenden Emanuel, den du o Jungfrau, vom Heiligen Geist empfangen, den du, o Jungfrau, zur heiligen Elisabeth getragen, den du zu Bethlehem geboren, den du im Tempel aufgeopfert, und den du, o Jungfrau, im Tempel wiedergefunden hast.

Dem Rosenkranz folgt das „Gegrüßet seist du Königin."

Nun eilt die Hausmutter in die Küche. Die Herbergsgäste Mariens sind zu bewirten. Während die Anderen Advents- und Marienlieder singen, bereitet sie guten Kaffee und knuspriges Adventsgebäck vor. Der Advent ist wohl eine Zeit der Sehnsucht, er ist aber auch eine Zeit der Freude: Wissen wir doch, daß unsere Sehnsucht bereits zur Erfüllung geworden ist. Wir brauchen nur zum Heiland zu gehen, und wir haben Ihn für alle Tage unseres Lebens.

Nach dem frommen Beten folgt frohe Unterhaltung. Froh ist ja doch die Botschaft, die der Engel Maria gebracht, die Maria uns zugetragen, die ihr göttlicher Sohn uns verkündigt.

Die Gäste gehen heim, das Bild der Gottesmutter bleibt jedoch bis zum nächsten Abend in der Familie. Wiederum beim Schein der glitzernden Adventssterne kommen Buben und Mädchen mit leuchtenden Laternen ins Haus, die Gottesmutter abzuholen. Sie wird zum Nachbarn getragen, um dort Herberge zu suchen.

Fromme Marienlieder singend, begleitet die Familie das Bild bis zur Tür. Dort spricht der Hausvater:

„Nun ist die Zeit gekommen, von dir, liebe Mutter Maria, Abschied zu nehmen. Gern würden wir dich noch länger beherbergen. Nimm zum Ersatz uns selbst und alles, was wir sind und haben. Dir, o liebe Mutter, wollen wir gehören, deine Kinder wollen wir sein im Leben und durch die ganze Ewigkeit. Segne uns, o Maria, und alle, die uns teuer sind. Wir begleiten dich nun in eine andere Herberge, wo du mit Freude und Sehnsucht erwartet wirst. Du aber, o gute Mutter, begleite uns auf jenem letzten Gang in die ewige Heimat, damit wir auf ewig mit dir und deinem göttlichen Sohn vereint seien."

Wie muß sich so ein lebendiges Beten den Kindern und der Jugend ins Herz drängen! Wie muß es doch die Seelen der im Leben stehenden Mühseligen und Beladenen trösten und stärken! Wo solch ein Advent gefeiert wird, da lebt man im Lichte Dessen, der in heiliger Weihnacht uns geboren war.

So mancher spöttelt über derartige Volksandachten. Kindisch nennt er sie. Das Licht seines „aufgeklärten und gebildeten Verstandes" gibt sich mit solchen Dingen nicht mehr ab!

Wenn er nur wüßte, in welche Finsternis ihn dieses Verstandeslicht gebracht. „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder", hat der Sohn Gottes einmal gesagt.

Wo man ist wie die Kinder, nicht kindisch, sondern kindlich rein, fromm, gottgehorsam und gottliebend, da bringt man auch Gotteskinder hervor. Da sind die Tugenden der Söhne und Töchter des Vaters Zier und der Mutter Freude. Nicht Verstandeslicht: Das Kommen Gottes im Fleische eines Kindes hat uns Licht und Frieden und Hoffen und wahres selbstloses Lieben gebracht.

Wollten sie doch wieder zurückkommen zu uns, die christlichen Volksandachten der heiligen Zeiten!

Komm, Ersehnter, Auserkorner,
Komm, du starker Davidssohn,
Du vor Engeln Erstgeborner,
Steig auf deiner Väter Thron.
Komme, komme,
Heil'ger Christ, o komm!

Komm zu trösten, komm zu retten,
Schlag das schwere Joch entzwei,
Lös die Bande, brich die Ketten,
Daß Gott wieder bei uns sei.
Komm, komme,
Heil'ger Christ, o komm!



Das Christkind auf der Alm

Erzählung vom Reimmichl

Die Sonne war immer schläfriger geworden. Spät am Vormittag stand sie erst auf, dann kroch sie schräg über die Schattseite hin, ging ein paarmal hinter den Bergen unter und kam wieder zum Vorschein, bis sie endlich um 2 Uhr nachmittags sich endgültig schlafen legte. Dafür guckte beim ersten Dunkel der Mond schon über die Berge und schmunzelte recht gemütlich und zufrieden auf die liebe Erde hernieder. Je höher er am Himmel emporstieg, desto herzlicher mußte er lachen, und im Lachen wurde sein Gesicht immer breiter. – Er machte sich wohl lustig über die schläfrige Frau Sonne. —

Wenn am Vormittag im Osten die Bäume zu glühen anfingen und verkündeten, daß die gnädige Frau nun aufzustehen geruhe, dann huschte er wohl gleich hinter die Bergwand, aber er konnte sich's nicht versagen, aus seinem Verstecke noch eine lange Nase herauszudrehen, als wollte er sagen: „Wart nur, ich komm' gleich wieder."

„Lichte Weihnachten, finstere Kästen", lautet ein Sprichwort. Das galt heuer wörtlich. Selten hatte sich ein Jahr so fruchtbar angelassen, die Korntruhen und Bottiche standen so aufgespitzt voll, daß sie von der Menge des Segens überliefen. Namentlich beim Steinringer Bauer im Tal schauten die köstlichen Vorräte zu allen Fenstern heraus. Dem entsprach auch die Üppigkeit des „heiligen Mahles" am Christabend. Fast ein Dutzend Schüsseln und Pfannen rückten auf den Tisch. Zuerst kam eine große Pfanne Schmalzmus, die Magd vermochte sie kaum auf den Tisch zu schieben; aber bald wurde sie leichter. Dann erschien eine Pfanne Weihnachtsbrei. Der Brei war schneeweiß; darin lagen rotwangige Äpfelstücke und schwarze „Weinbeerln" und bildeten mit dem Brei recht hübsche Kindergeschichten. – Strauben und Guglhupf, allerlei Süßes und Saures rückten nach; zuletzt kam das eigentliche Weihnachtsgericht, die süßen Krapfen. – Diese Krapfen sind viel größer als die gewöhnlichen und werden auf einem weiten Teller nach der Art der Dachschindeln übereinander gelegt. Aber sie bleiben nicht so nackt da liegen, sondern ein Teig aus Mohn, Kletzenmehl und geriebenem Zucker wird darübergestrichen, über jede Lage wird Schmalz und Honig gegossen. Das ganze sieht aus wie ein riesiger Tannenzapfen; außen herunter fließen wie Eiskriställchen die Silberfäden und Silbertropfen von Butter und Honig.

Mit Wohlbehagen sprach die sechzehnköpfige Tafelrunde den Genüssen zu. Als endlich der Großknecht, welcher immer der letzte war, seinen Löffel fortgelegt hatte, schüttete die Mitterdirn noch einen Korb voll Äpfel, Birnen, Nüsse und gebratene Kastanien über den Tisch, zugleich erschien die Bäuerin mit einem großen irdenen Kruge und goß süßen Most in die Gläser. Nun lösten sich die Zungen, Schäckern und Lachen ertönten. Während der Großknecht noch manches an der Krippe zu richten hatte, da und dort Kerzen aufsteckte, Farben auffrischte, glitzernden Flimmerstaub darüberblies usw., erzählten sich die andern allerhand trauliche und gruselige Weih-

nachtsgeschichten, wie das Vieh rede in der Heiligen Nacht, wie die Geister im See drunten weinen, wie zur Christnachtsmesse auf der Alm droben die Blumen aufblühen und die Vögel singen. Auch wurde eifrig die Frage erörtert, was jedem das Christkind heuer bringen werde; denn nicht bloß die Kinder, sondern auch die Knechte und Mägde wußten, daß nach der Mette an dem bestimmten Platz für alle ein prächtiges Weihnachtsgeschenk zurecht lag. Nur ein zwölfjähriges Büblein, das mit einem knollengroßen Höcker zwischen den Schultern und einem faustdicken Kröpfchen am Halse ausgestattet war, ließ seinen kugelrunden, von zotteligen Haaren umwucherten Kopf traurig hängen. Zu dem hatte der Bauer gesagt:

„Dem Gore (Gregor) bringt das Christkind nichts, weil er nicht lernt."

Es gehörte aber der Gore nicht zu den Bauersleuten, sondern war ein angenommenes Kind, das keine Eltern gehabt hatte und auch in vielen Stücken von Geburt an benachteiligt war. Neben der äußeren Ungestalt hatte er einen vernagelten Kopf. Nicht als ob im Hirnkasten etwas in Unordnung gewesen nein, er hatte alle Rädchen, aber diese gingen sehr schwerfällig. Während der sechs Schuljahre war es dem Pfarrer trotz aller Mühe nicht gelungen, die Zehn Gebote Gottes in den Gore hineinzukeilen, noch weniger eine andere Katechismusfrage, auch vom Lesen und Schreiben hatte der Gore keinen Begriff. Er konnte ja nicht helfen, daß es in seinem Köpflein nicht hell wurde; aber brav und fleißig war er, schickte sich zum Arbeiten wie ein Knecht und hatte den ganzen Sommer hindurch ohne Klage 50 Stück Vieh auf



der Alm gehütet. – Allerdings schien es ihm tausendmal leichter, auf der Alm fünfzig Kühe zusammenzuhüten, als 20 Buchstaben in eine Zeile. Vor den Buchstaben trug er einen ganzen heillosen Respekt, und gar die Katechismusfragen – die kamen ihm sämtliche vor wie Gendarmen mit aufgepflanztem Bajonett. Trotzdem konnte der Gore in der Kirche recht anständig beten – auswendig und – im Buche. Wenn er das Gebetbüchlein verkehrt in der Hand hielt, genierte ihn das nicht – mochten die Buchstaben noch so lustig Kopf stehen, der Gore ließ sich im Weiterblättern und Lesen nicht beirren. – Jedenfalls hatte der Gore den besten Willen und sein Gebet ist dem lieben Gott gewiß nicht unlieber gewesen als das vieler frommen Christen, die mit Rührung die geistreichsten Andachten aus dem Buche lesen. – –

Dem hochfahrenden Steinringer Bauer war es zu schlecht, daß ein Kind aus seinem Hause in der Schule gar nicht voran kam, und darum hielt er den Buben ziemlich hart.

„Ja", sagte er nun wieder, „das Christkind bringt dir nichts, weil du alleweil auf der Eselsbank sitzt."

„Den Gore mag das Christkind gar nicht, weil er die Zehn Gebote nicht kann", tat Mariannele, das zehnjährige Töchterlein, gescheit.

„Was das Christkind mag mich nicht –?" schrie der Gore in Angst und Weh.

„Freilich mag's dich nicht", neckte die Mitterdirn; „so ein wüster Zwergl mit einem Kropf und einem Buckel kann dem Christkind nicht gefallen."

Der Gore saß kleinbetrübt hinter dem Tisch. Endlich stand er auf und schlich dem Mitterknecht nach.

„Du Michl, sagte er, „ist's wahr, daß mi das Christkindl nit mag?"

„Weiß nit – wird freilich so sein!" antwortete dieser, „mußt halt besser lernen."

Der Gore lief in seine Kammer, legte seinen Lodenrock an, dann schlich er heimlich zur hin-

teren Tür hinaus und hinauf in den Wald. Dort traf er bald auf die „Heurise", das ist ein breiter Weg, den die Heufuhren im Schnee aufwühlen.

„Wenn mi das Christkind nit mag", dachte er sich, „so ist's gescheiter, ich geh gar nit zur Kirche um Mitternacht. Droben auf der Alpe sollen die Vögel in der Nacht so hübsch singen; will mal zuhorchen." — — —

Weit über die Waldgrenze war der Gore hinaufgestiegen. Da droben lag die große Wiese vom Steinringer, das Heu war noch im Schuppen. Da kroch Gore hinein und wühlte sich ein tiefes Loch im würzigen Alpenheu auf. Das war ein weiches Bett und warm gab's auch. Ganz nahe an die Wand hatte sich der Gore gebettet, damit er durch die Klüfte und Risse ins Freie hinaus sehen konnte. Die herrliche Alpenwelt in ihrem Winterkleide lag vor ihm. Die prächtigen Halden, die im Sommer im saftigsten Grün geprangt hatten, ruhten nun da im tiefen Schlafe, blendendweiß, und sie erschienen heute viel größer und breiter, die Abhänge viel steiler. Weit hinaus ins Land konnte er blicken; die Berge und Hügel türmten sich übereinander auf in wunderbarer Majestät, alles war viel größen als im Sommer. Da hinten in den Keesfeldern schien noch die Sonne. Die schlanken Bergspitzen standen so hübsch in einer Reihe hintereinander, die vordersten blau, die nächsten goldig-licht, die dritten rosarot und die letzten ganz blutig —feuerrot. Lange schaute der Gore hinüber, bis auch die letzten Farben verblaßten. Nun wurde ihm so schrecklich einsam und traurig zu Mute. Draußen um den Schuppen herum standen einzelne Lärchen und Zirmbäume. Helle

Weihnachtsbotschaft

Ziehet an als Gottes Auserwählte herzliches Erbarmen, Güte, Demut, Sanftmut, Geduld. Ertraget einander und verzeihet einander, wie der Herr verziehen hat, so auch ihr. Vor allem habet die Liebe, welche ist das Band der Vollkommenheit. Und der Friede Christi herrsche freudig in eueren Herzen. Das Wort Christi wohne reichlich in euch mit aller Weisheit. Lehret und unterweiset einander mit Psalmen und Lobliedern und singet Gott mit Dankbarkeit in eueren Herzen. Alles, was ihr tuet in Wort oder Werk, das tut im Namen des Herrn Jesu Christi." (Colosser 3, 12–17.)

Eiskristalle hingen an ihren Zweigen. Dem Gore waren alle bekannt und jedes Hügelchen und jeder große Stein in der Umgegend auch. Wie oft war er im Sommer da gesessen, hatte gesungen und gepfiffen — wie gut und fein war's da gewesen da heroben in der frischen Höhe! — Jetzt fing er mit den Bäumen und den halb zugedeckten großen Steinen an zu reden: „'s Christkind mag mi nit, aber gelt, du magst mi woll?"

Endlich stieg der Mond hinter dem „Spitzhorn" empor und nun fing es an zu schimmern und zu leuchten über der Schneefläche, daß der Gore fast geblendet wurde. Tausende von Sternlein flimmerten und schimmerten im Schnee und die haushohen Eiszapfen drunten in der Klamm blinkten wie helles Silber; die mächtigen Bergkolosse standen im Mondenschein da wie große, weiße Kirchen. Der Gore schaute und schaute, bis ihm die Augen zufielen. — Als er wieder aufwachte, hörte er ein merkwürdiges Klingen. Er schaute bei der Runse hinaus und jetzt sah er viele hundert Lichter und Lichtlein, die unten im Tale herumtanzten und flirrten. — Die Leute zünden in der Heiligen Nacht sogar beim Mondenschein, der Feierlichkeit halber, Lichter und Fackeln an und gehen damit zur Kirche. — Der Gore überschaute das ganze Tal. Von draußen in Goldau herein, über St. Martin und Alstern bis nach Salzkirchen, überall flimmerte und leuchtete es. Und die Glocken verkündeten so hell und feierlich die Heilige Nacht, wo das Christkind auf die Welt gekommen. Von den vier Pfarrkirchen klangen und sangen sie herauf, der Gore konnte jeden Ton vernehmen. Besonders feierlich klang die „Große" von Goldau herein. Und in den Klüften und Bergen sang es wundersam nach, als wollten auch sie die segensreiche Kunde der ganzen Welt vermelden.

Der Gore wurde noch trauriger und fing nun gar an laut zu weinen.

„Alle mag das Christkind, bloß mi mag's nit", schluchzte er; „und die Vögel wachen auch nit auf, weil mi's Christkind nit mag!"

Der Gore weinte so heftig, daß es ihm förmliche Stöße gab. Der arme Hascher konnte ja nicht dafür, das war aber ganz eine andere Lichte als früher, das war heller als Sonnenschein. Viele hundert Vöglein hatten sich auf dem Dache niedergelassen, die sangen so wunderbar, als wenn

sie's auf Noten gelernt hätten. Die langen Eiszapfen drunten in der Klamm waren zu einer riesigen Orgel geworden und die rauschte und tönte so mächtig, daß dem Gore vor Freude das Herz erzitterte. Selbst das Glokkenspiel durfte nicht fehlen, das bimmelte und klingelte wie von tausend Silber- und Goldglöcklein. Draußen um den Schuppen herum tanzten ganze Schwärme von blinkenden Sternlein, als wollten sie miteinander Erwischen spielen; aus den Sternen wurden Englein in bunten Röckchen und mit goldenen Flügeln; die standen nun zusammen und sangen: „Ehre sei Gott in der Höhe"; so schön hatte es der Gore noch nie gehört. Plötzlich ging die Wand vom Schuppen auseinander und in der Öffnung erschien das Christkind selber in einem himmelblauen Kleidchen, mit feinem goldigen Haar, mit den wasserhellen Äuglein und den kirschroten Wänglein.

Der Gore zitterte am ganzen Leibe. Endlich weinte er auf: „Gelt, ein bißl magst mi woll auch? G'rad ein klein's bißl!"

„O freilich Gore", sagte das Christkind mit silberheller Stimme, „freilich mag ich dich und noch viel lieber als die andern."

Dann kam es herein und drückte dem Gore mit seinen warmen Lippen einen Kuß auf die Wangen . . . Dem Gore war es, als sei er schon im Himmel.

Frühmorgens wachte der Gore auf, rieb sich die Augen und lachte hell vor Freude. Dann stürmte er den Berg hinunter. Er kugelte beim Steinringer nur so in die Stuben hinein und rief:

„Jetzt weiß ich's g'wiß, mi mag das Christkind auch."

„Woher weißt denn das? Wo bist denn gewesen, du dummer Bub?" fragte die Bäuerin.



„Droben auf der Alm bin i gewesen und da ist in der Nacht das Christkind 'kommen und hat mich fein gestreichelt und hat gesagt, daß es mich lieber hat als euch alle"; so antwortete der Gore und er ließ sich's nicht nehmen, daß er auf der Alm beim Christkind gewesen.

Friede ist das erste und das letzte Wort des Evangeliums. Die Engel verkündeten ihn zu Bethlehem in der Stunde, da Jesus Christus zur Welt kommt: Friede den Menschen auf Erden, die guten Willens sind! Christus selbst spricht in der Stunde, in welcher er die Erde verläßt, um sich wieder in den Himmel zu erheben, zu seinen Aposteln, „Friede sei mit euch!"

Der Friede ist die evangelische Gabe, welche die Reihe der dem Menschen gewährten Gnaden eröffnet und schließt. Aller Fortschritt der Seele ist nur ein stufenweises Sichausbreiten des Friedens Gottes. **P. Theodor Ratisbonne**

Die Oblaten im Yukon Gebiet

vom Schriftleiter

II. Fortsetzung

Drei Wochen blieb ich in der Indianerschule von Lower Post an der Grenze des wildschönen Yukongebietes. Und drei Wochen lang kamen die kleinen Rothäute mehrmals des Tages zu mir und sagten immer wieder in aller Indianerruhe: „Father, call names." (Pater, sag' Namen) Nannte ich eines der Kinder bei seinem richtigen Namen, waren enttäuschte Gesichter zu sehen. Sie wollten, daß ich falsch rate. Das machte ihnen Freude. Mit echter Indianer Geduld wartete jedes der über zwanzig Kinder, bis sein rothäutiges Persönchen an die Reihe kam.

Die etwas über hundert Kinder der St. Johannes Indianerschule bilden den Grundstock katholischen Christentums unter den Eingeborenen des Yukongebietes. Acht Jahre lang verbringen diese Kinder das Schuljahr unter der Leitung von sieben Schwestern, drei Oblatenpatres und zwei Oblatenbrüder. Zu allernächst lernen sie dort einmal etwas, was bei den Indianern überhaupt nicht in Mode ist: Das Waschen der Hände, des Gesichtes mit Hals und Ohren, der Füße – und jeden Samstag des ganzen Körpers. Sie schlafen in schneeweißen Betten – was ihnen nicht ganz gefällt. Jedes Kind zieht diesen Betten das harte Lager des Zeltes im freien Walde vor. Das Essen schmeckt ihnen mehr als es der Küchenschwester manchmal paßt. „Diese Indianer sind unberechenbar", klagt sie. „Man könnte ihnen eine ganze Moosekeule vorstellen, sie werden sie verzehren." Eine der größten Freuden der Indianerkinder von Lower Post ist das Gramaphon. Und hier zeigt sich wieder einmal ihre uns manchmal ganz unverständliche Indianernatur. Die Buben können zwei Stunden lang ein und dieselbe Platte spielen und ihr mit allergrößtem Interesse lauschen, obwohl ein ganzer Haufen anderer Platten gleich neben ihnen liegt.

Die Erziehung dieser Kinder ist ganz ihrer Natur angepaßt. In die Schule müssen sie schon gehen. Und dort zeigen sie eine überraschende Intelligenz und sehr feinen Sinn für Kunst. Mit dem lieben Gott macht man es anders. Die Kinder werden nicht „in die Kirche getrieben." Man läßt dem Kinde alle Zeit, sich von der Güte des „großen, bleichen Geistes" zu überzeugen. Ist der Indianer einmal überzeugt, dann sucht er auch bei seinem Gott zu bleiben. Indianerkinder sind äußerst anhänglich. Wo ihnen Liebe gezeigt wird – und diese Liebe muß auch indianisch-praktischen Ausruck finden, d.h. Patres, Brüder und Schwestern müssen mit ihnen Fischen, Jagen und Kahnfahren gehen – da halten sie immer Schritt. Da sind sie immer mit dabei, beim Essen, beim Spiel, beim Unterricht und in der Kirche. Und überall weilen sie mit glühenden Augen und größtem Durst nach Antwort auf ihre einfachen Fragen.

Beim Abschied von Lower Post schrien sie mir noch aus den Fenstern des Oberstockes ihrer schönen Schule nach: „Pater, wenn du zurückkommst, sag' Namen!"

Von Lower Post führt die Alaskastraße über die Yukongrenze durch tiefe Wälder dem Meilenpfosten 803 zu. Dort steht man an den Ufern des 85 Meilen langen Teslin Sees. Die Wegbauer der Alaskastraße haben sich die engste Stelle dieses Sees gewählt und dort die längste Brücke der Alaskastraße (2300 Fuß) gebaut.

Dieser Teslin See gehörte zu den „Wegstrecken" des berühmten „Stikine Pfades" von 1896. Zu Tausenden kamen damals aller Länder Menschen nach dem Yukon gezogen, um in der nördlichen Dawson City Gold zu suchen. Sie kamen in Dampfern nach Wrangel in Alaska, fuhren von dort in kleinen Kähnen den Stikinefluß bis nach Telegraph Creek, zogen von dort aus, beladen mit Sack und Pack, über die steilen Felsen und tiefen Schluchten des Stikinegebirges, bis sie an den Teslin See kamen. Dort bauten sie sich neue Boote und fuhren über den See zum Teslinfluß hinaus, und von dort in abenteuerlichen Fahrten hinauf bis zum Yukonfluß und nach Dawson City.

Der Handelsposten Teslin, die Oblatenmission und das Indianerdorf liegen auf einer breiten Landzunge, die sich weit in den See hinauszieht.

Die dem Unbefleckten Herzen Mariä geweihte Indianermission von Teslin ist wohl eine der geregeltsten des ganzen Vikariats. Fast alle Indianer der Umgebung sind katholisch. Die Blockhäuser der Indianer stehen dem Kirchlein gleich gegenüber. Wunderschön ist das kleine Kirchlein. Altar, Tabernakel und Altarkreuz sind von feinem Geschmack, blitzsauber, stilgerecht und gebetanregend.

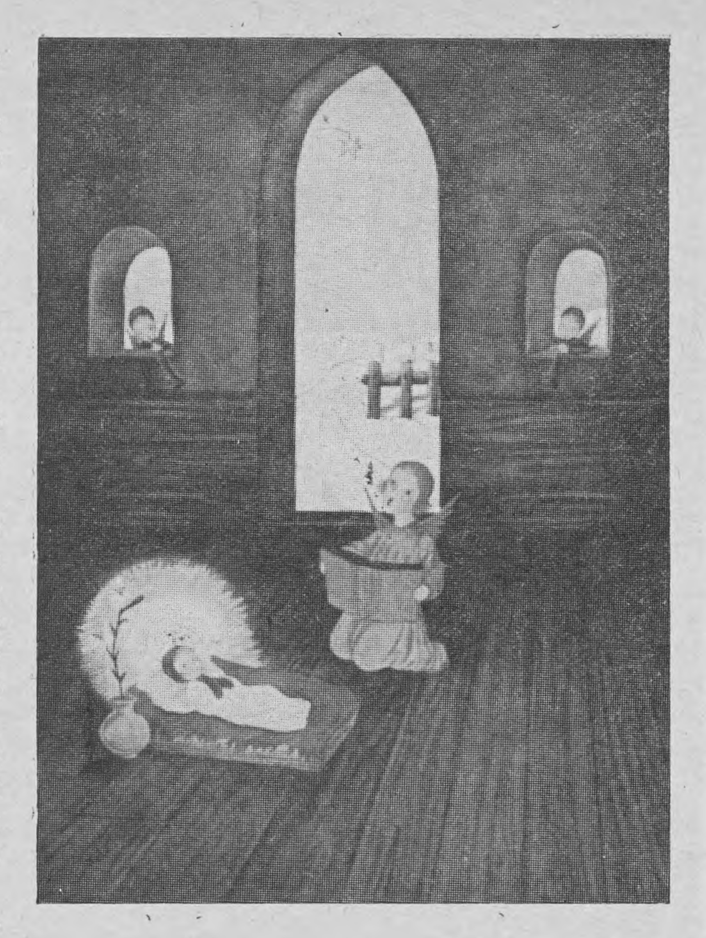
Der Missionar selbst war von den Priesterexerzitien noch nicht heimgekommen. Sein Haus stand weit offen und drinnen saßen Indianer, junge Buben und Mädchen, alte Jäger und alte Squaws. Sie spielten Karten und erfreuten sich der Schallplattenmusik.

In unseren Indianermissionen ist das Haus des Missionars zugleicher Zeit der Unterhaltungsraum der Indianer, ganz gleich ob der Missionar zu Hause ist oder nicht. Der Indianer kommt ins Haus und geht, wie es ihm gerade paßt. Schwere Beleidigung würde es für die ganze Gemeinde bedeuten, wollte der Pater sein Haus verschließen. Gestohlen wird nichts. Auf Sauberkeit wird jedoch auch nicht geachtet! Der Pater muß fegen – und die Squaws wundern sich immer, daß er es tut. Man fegt doch keinen Wigwam. Wird er zu schmutzig, dann wird das Zelt einfach verlegt!

Von Meilenposten 803 (Teslin) führt die Alaskastraße zum Meilenposten 837, zur sogenannten Johnson's Crossing. Von dort biegt ein Weg von der Alaskastraße ab und läuft nördlich über hohe Berge nach Roß River, einer der schwersten Missionsstationen des Yukon Vikariats. Zwei Patres versorgen von der dortigen St. Michaels Mission aus auch die einsamen Stationen von Frances Lake, Mount Sheldon und Pelly Banks.

Der etwas über einhundert Meilen weite Weg von der Alaskastraße nach Roß River ist ein Stück für sich. Man muß schon starke Knochen haben, um auf diesem holprigen, felsigen Wege heil und gesund im Führersitz des Lastautos am Leben zu bleiben. Und man muß ein guter Wagenführer sein, wenn man diesen Weg in die tiefe Einsamkeit wagt. Hinter hohen Bergen liegen die Wälder, die Seen und die Flüsse des Roß River-Gebietes. Hinter Bergen, die mit dem Lastwagen zu überklettern sind.

Während die an der Alaskastraße wohnenden Missionare eigene Lastautos haben, mit denen sie ihre Stationen besuchen, können die Patres von Roß River sich nur des Bootes und des Hundeschlittens bedienen. Es sind einfach keine Wege da,



Jesuskind im armen Stalle,
o wie bist Du arm!
Hast nicht Heimat wie wir alle,
hast kein Bettlein warm,
mach uns frei, o Jesuskind,
da wir Erdensklaven sind,
laß uns alle hier auf Erden
Arme werden!

Jesuskind im armen Stalle,
o wie bist Du groß!
Schaust so selig auf uns alle,
von der Mutter Schoß.
Laß, o teures Jesulein,
uns in Deiner Liebe sein.
Laß wie Du uns hier auf Erden
glücklich werden.

Przywara



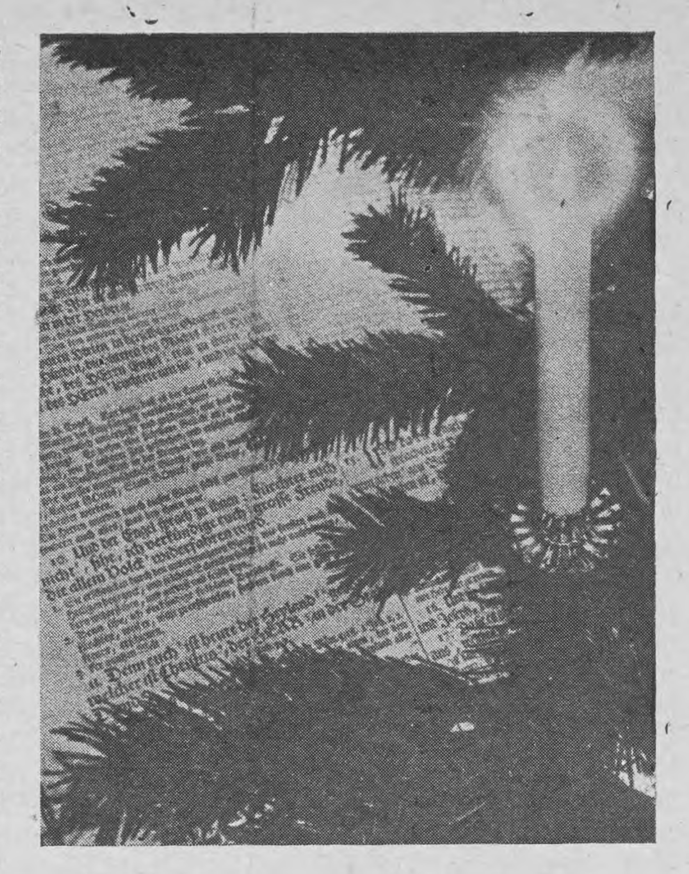
die befahrbar wären. Nur Fluß und uralte Indianerpfade. Hier ist echte Nordwest-Romantik – selbstverständlich nur für jene, die sich die Gegend nur anzuschauen kommen. Harte Männer sind die

dortigen Patres, die dem Tode des Ertrinkens und des Erfrierens nicht nur einmal ins Antlitz geschaut haben. Und doch wagen sie immer wieder ihre Missionsfahrten durch grimmste Kälte und dunkelste Polarnacht, auf der Suche nach Seelen. Der Indianer wohnt — niemand weiß wo. Da irgendwo draußen nahe an den Hunderte von Meilen weiten Indianerpfaden. Der Missionar folgt diesen Pfaden. Nach acht oder zehn oder gar vierzehntägiger Wanderung hinter oder vor dem Hundeschlitten hofft er von Tag zu Tag, auf ein Indianerlager zu stoßen. Dort wartet man auf ihn, auf seinen Segen, auf sein Trösten, besonders aber auf die hochheilige Messe, die in der Mitte eines Zeltes gefeiert wird.

Die Roß River Missionare haben es nicht leicht. Den ganzen Winter lang sind sie von aller Zivilisation abgeschnitten. Es gab schon lange Wintermonate für sie, wo nichts zu essen da war als nur Fisch, Bohnen und Reiß. Auch ohne Salz und vollständig ohne Fleisch hat man dort schon gelebt – und es ging. Man fühlt sich zwar etwas schwach und müde nach solch einem Winter, erzählten die Missionare, die Missionsfahrten – und das Beten wird jedoch nicht aufgegeben.

Voriges Jahr zog einer der Roß River Missionare mit seinen Hunden durch die Wildnis einem ganz einsam gelegenen Handelsposten zu. Dort kamen immer Indianer zusammen. In mühevollster Arbeit begann der Missionar Bäume zu fällen, zu schneiden, und aus ihnen ein Missionskirchlein, und sich selbst ein Missionshaus zu bauen. Er hatte Befehl, dort unter den Indianern wohnen zu bleiben. Jeden Handgriff mußte der Pater allein tun, während die alten „Jäger" mit ihren Squaws und Söhnen und Töchtern um seinen Arbeitsplatz herum saßen und die Köpfe schüttelten. Wie kann sich der weiße Mann im schwarzen Priesterrock nur das Leben so schwer machen? Sie empfanden es als ihre Pflicht, ihn recht oft an die Hitze des Tages zu erinnern. Im Sommer arbeitet man nicht. Sie beklagten ihn, als sie bemerkten , daß er immer magerer wurde. Und sie zeigten dieselbe Willenskraft und dieselbe Geduld wie der schwer arbeitende und sein Ziel nicht aufgebende Pater – indem sie bis zum letzten Tage bei ihm sitzen blieben.

Kaum waren Kirchlein und Missionshaus fertig, erfuhr der Missionar, daß die Handelsstation geschlossen werde. Mit den Händlern zogen auch die Indianer davon. Sie werden nicht mehr zurückkommen. Der Mittelpunkt ihres Nomadenlebens ist immer die Handelsstation. Wo keine ist, ist auch keine Seele anzutreffen. Die Arbeit eines ganzen Sommers war umsonst getan; schwerste Entbehrungen für nichts getragen. Ergeben zog



Heil'ge Nacht, du Nacht der Wonne,
Nacht des Heiles und des Lichtes!
Vor dem Glanze deiner Sonne
Weicht der Schrecken des Gerichtes.

Des Gerichtes, das wir alle
Ob der Sündenschuld verdienen,
Die das Kindlein in dem Stalle
Will dereinst am Kreuze sühnen.

Nacht, darin uns Gottes Güte
Glückverheißend tritt entgegen!
Deine Wunder das Gemüte
Zu dem Freudensang bewegen.

Preis dem Herrn! In Jubeltönen
Mög' das Lob der Brust entquillen,
Fried' auf Erden allen denen,
Die beseelt von gutem Willen!

Hermann Steinhausen



der Missionar mit seinen Hunden kurz vor Winterausbruch nach Roß River zurück. Gegenwärtig bereitet er sich wieder auf seine langen Winter-Missionsreisen vor – immer den Seelen nach, um Christi willen, bis die vierzehnte Kreuzwegstation erreicht ist und der Herr von Golgatha zum Himmel ruft.

Wir hatten die Alaskastraße beim Meilenpfosten 837 verlassen. Beim Meilenpfosten 865.5 kommen wir an den 1950 gebauten 58 Meilen langen Atlinweg. Dort finden wir die St. Josephmission, die von einem aus Frankreich stammenden Oblatenmissionar versehen wird. Sahen wir in Roß River die allerechteste Rauheit der Yukonmission, so treffen wir hier auf ein Gemisch von urechter Indianermissionsarbeit, herrlichster Naturschönheit mit regem Fremdenverkehr, Missionsfahrten durch Busch und Berg und – mit allermodernstem Pan-Amerika-Flugzeug.

Atlin, eine wahre Yukon-Schweiz, liegt am großen Atlin See. Reiche Ausflugsdampfer durchziehen mit Touristen aus aller Welt den wunderschönen Bergsee. Die Atlin Squaws sind stets beschäftigt. Sie verfertigen aus den Häuten des von den Jägern erlegten Moose Moccasins (Indianerschuhwerk). Diese reich mit bunten Perlen benähte Fußbekleidung bieten sie den Touristen an. Oftmals zum Ärger des Missionars während der Sonntagsmesse. Kommen gerade Touristen an, dann hat das Geschäft den Vorzug vor dem lieben Gott. Der Indianer braucht Zucker, Tee, Salz, Mehl; er hat auch ewig großes Verlangen nach „Ice Cream" und Coca Cola. Jäger und Squaw wollen rauchen. Für all diese Dinge braucht man Geld, und Geld muß die Squaw verdienen. Was sie fertiggestellt hat, muß verkauft werden, wenn immer sich Gelegenheit dazu bietet. Drum weiß der Missionar nie genau, was er zu diesem Geschäft während des Sonntagamtes sagen soll. Das heißt, was er den Indianern sagen soll. Zum Herrgott und zum Schutzpatron seiner St. Josephskirche spricht er bei solchen Gelegenheiten immer viel. Und er behauptet, daß seine Indianer trotz der Moccasins in den Himmel kommen werden.

Alle zwei Monate zieht sich der Missionar, nachdem er seine Schuhe gewissenhaft geputzt hat, sein bestes Hemd und seinen besten Anzug an. Er fährt in seinem Lastwagen zum ungefähr 140 Meilen entfernten Städtchen Whitehorse, und von dort im eleganten Pan-Amerika-Flugzeug nach Juneau in Alaska. Dort wartet ein Privatflugzeug einer canadischen Bergwerksgesellschaft auf ihn, das ihn zurück nach Canada in ein Waldlager von Bergwerksarbeitern führt. Der Atliner Missionspater besucht dort all die vielen Katholiken und hält ihnen Gottesdienst. Kommt er von dort wieder heim, werden guter Anzug und das einzige weiße Hemd, das er sein Eigentum nennt, schön wieder in den Schrank gelegt bis zur nächsten Reise unter den Ladies und Gentlemen der Pan-Amerika-Passagierflugzeuge. Zu Hause werden rauher Arbeitsanzug und schwere Stiefel getragen. Würde man im Yukon im schwarzen Anzug herumlaufen, müßte man sich jedes Jahr drei Anzüge kaufen – und man würde doch niemals sauber sein. Sommerstaub und das ewige Buschwerk fordern starken Stoff. Das Praktischste sind die blauen $4.00 Farmerhosen und ein ebenso lederfestes Hemd.

Fortsetzung folgt

* * *

Gott wandelt nicht stets die Wege, die wir meinen, die wir wollen. Unser Gott führt und gürtet uns oft, um uns dahin zu bringen wohin wir nicht wollen. Unser Gott lenkt uns, wie alles im Weltall, nach seiner großen Weisheit, nicht nach nach unserer unweisen Kleinheit. Aber er vergißt uns nicht, vergißt keinen. Das ist seliger Trost. **A. Donders**

Dem Herrn sei Dank, daß er allen Völkern den göttlichen Erlöser geoffenbart hat. Stets sind Gottes Werke ausgezeichnet durch Hochherzigkeit, Klarheit und Erhabenheit. Dagegen liebt die Sünde das Dunkel der Verborgenheit, der Gottlose haßt das Licht. Die Erlösung geschah auf Golgatha, im Angesicht der ganzen Welt, damit alle Völker im Lichte des Glaubens den gekreuzigten Heiland erkennen und anbeten.

Kardinal Ildefons Schuster

Die Mutter meines Erlösers



Innerlich wie äußerlich war alles an Maria gediegen, alles Ebenmaß und Einheit. Die wunderbare Ordnung ihres Wesens übertraf weit die Harmonie, mit der Adam und Eva im Stande der Unschuld das Paradies verklärten. Jeder ihrer Sinne folgte dem Willen, der Wille dem Verstande, der Verstand den Einsprechungen und dem Gesetze Gottes. Nur ein Wink des Gewissens und Gottes leisester Wunsch war vollzogen, so vollkommen, daß auch nicht die Bewegung eines Fingers sich dem Gebot der Vollkommenheit entzog.

Welche Bescheidenheit und Eingezogenheit in ihrem Betragen! Augen, Mund, Gebärde, Gang und Ton der Stimme predigte Milde, Ruhe, Sammlung, Liebe. Da war nichts gemacht, nichts berechnet, nichts verstellt. Ihre Haltung war edel, ernst, gerade und freundlich, zugleich Ehrfurcht und Bewunderung einflößend, liebenswürdig, ohne zu reizen, erhaben, ohne zurückzuschrecken, anziehend und doch Zurückhaltung gebietend. Ihre Kleidung und was sie in den Händen hatte, war immer geordnet, reinlich, zierlich und doch äußerste Einfachheit.

Was sie zu tun hatte, war immer zur rechten Zeit getan und nie mit Eilfertigkeit und Aufregung vollbracht. Was heute geschehen mußte, verschob sie nicht auf morgen; was morgen traf, tat sie heute nur, wenn es voraussichtlich morgen nicht möglich war. Was sie begann, dabei war sie ganz, und doch war sie dabei ganz in Gott. Was sie tat, das war getan; woran sie die Hand gelegt, daran brauchte niemand mehr eine zu legen. Wer ihr einen Auftrag gab, der wußte, daß es gut aufgehoben sei.

Übereilung, Zerstreutheit, Vergeßlichkeit hat ihr nie jemand vorgeworfen. Sie brauchte keine Tat zu verbessern, kein Wort zurückzunehmen oder zu erläutern. Sie hat sich nie vergessen, nie versprochen.

Nichts war ihr zu klein, zu niedrig, zu schwer, nichts kam ihr unerwartet oder ungelegen.

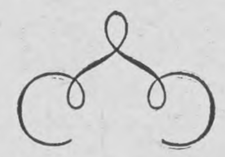
Sie lebte in dem, der alles in Händen hält. Sie lies keinen Gedanken in sich aufkommen, als den der Gleichförmigkeit mit dem, der alle Pläne und alle Hindernisse kennt. Ihr Wille war nie ein anderer, als der Wille dessen, der Herr über alles ist. Darum kreuzte nichts ihre Pläne, darum verlor sie nie Fassung und Ruhe, darum geschah auch im Widerwärtigen ihr Wille.

Niemand sah sie ratlos, mutlos, hilflos. Nie hörten ihre Engel sie klagen. Nie war sie so müde, daß sie der Liebe und Pflicht eine neue Arbeit abgeschlagen, nie so arm, daß sie nicht immer wieder etwas zu geben gehabt hätte. Kein Augenblick sah sie müßig und doch hatte sie immer Zeit für jede Not und jeden ernsten Wunsch des Nächsten.

Keinem hat sie wehe getan, keinem einen Wunsch abgeschlagen, der in Gott getan war. Einen vorwurfsvollen Blick, eine trübe Miene, eine trockene Antwort erfuhr niemand von ihr. Sie gehörte allen, denen Gott gehört, den Sündern, den Elenden, den Frommen.

Einen Wechsel beobachtete niemand an ihr, keinen Kleinmut, keine Unbeständigkeit, keine Erschöpfung, nicht einmal den seligen Wechsel zum Bessern. Die einzige Änderung, die man an ihr wahrnahm, war die stetig gleichmäßige Entfaltung ihrer entzückenden Tugenden.

(Weiß, Apologie des Christentums).



Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt.

Goethe

Weihnachten
in Canada

(Canadian Scene)



Weihnachten 1952! Sie hat in Canada dieses Jahr etwas Außerordentliches und Wunderliches an sich. In materieller Hinsicht ist dies vielleicht die üppigste Weihnacht in unserer Geschichte; noch nie hat der allgemeine Wohlstand, der zum Ankauf dieses Überflusses nötig ist, eine solche Höhe erreicht. Eßwaren sind reichlich vorhanden und die neusten, blanken elektronischen Apparate auf welchen die Mahlzeiten gekocht werden, sollen unübertroffene Resultate erzeugen.

Weihnachten der Fülle! Doch ist dieser Überfluß wie eine Insel in einer Welt, in welcher die meisten Völker in allen Stufen der Armut leben. Hier feiern wir eine frohe, freie Weihnacht. Es gibt keine Gesetze, die sich in unsere religiösen oder festlichen Stimmungen einmischen. Und wir gedenken der Millionen von Menschen, welche gebeugt unter dem Joch eines politischen Mechanismus leben, der ihnen solche natürliche Ausdrücke der Freude verbietet, da diese als „veraltet" und „bourgeois" betrachtet werden. Unter diesen unterdrückten Menschen sind viele Verwandte von Canadiern denen es nunmehr vergönnt ist, unsere Freiheit und unseren Reichtum zu teilen.

Am Tage vor Weihnachten sind die Warenhäuser gedrängt; aber am Vorabend und am Weihnachtstag sind auch die Kirchen gefüllt. Die meisten Canadier halten sich an einem mäßigen Mittelweg zwischen der fast unvermeidlichen materiellen Seite und der ursprünglichen und tiefgehenden Bedeutung dieses christlichen Festes.

Des Weiteren ist das Phänomen der Weihnacht im geschäflichen Sinne meistens nur in Großstädten zu finden, wo eine mehr anspruchsvolle Atmosphäre herrscht.

Einsame Präriestådte, kleine Dörfer an den Ufern des St. Larenwce Stromes, Eisenbahn-Kreishaltestellen hoch in den Rockies, Fischerdörfchen an nebligen Küsten des Atlantik – sie alle feiern Weihnachten fast genau so wie vor fünfzig Jahren. Die Kerzen am Weihnachtsbaum sind durch weniger gefährliche elektrische Lichter ersetzt worden; statt in den offenen Schlitten, wie in Großvaters Zeiten, fahren heute die Leute in viel bequemeren, geheitzten Automobilen zur Kirche. Das sind alles Vorteile, die die modernen Zeiten mitsichbringen – aber da wir von Weihnachten reden – ist es von besonderer Bedeutung, daß in diesen Gegenden durch die Jahre hindurch der Unterschied zwischen Arm und Reich wesentlich gemäßigt worden ist. Die Zeiten, in welchen Elend und Enttäuschungen in so vielen Familien ihre Schatten auf diese Festtage warfen, sind vorüber.

Wir haben immer noch Armut. Aber das schreckliche, erniedrigende Elend wie es von Charles Dickens in seinen Erzählungen vom 19. Jahrhundert in England dargestellt wurde, kommt glücklicherweise heutzutage nur noch vereinzelt vor. Die Menschheit hat während der letzten fünfzig Jahre einen fühlbaren Gleichstellungs-Prozeß durchgemacht.

Weihnacht in Canada ist eine Zeit großer Kon-

traste. Für die englischsprechenden Leute – man weiß nicht genau warum – sollen Weihnachten eine Zeit bedeuten, die an Schlittengeläute und glitzernden Schnee erinnert. Doch in England, woher die meisten unserer Gebräuche und Eindrücke stammen, hat es um diese Jahreszeit nur selten Schnee. Sogar in vielen Gegenden in Canada – wo allgemein angenommen wird, daß es Schnee in Hülle und Fülle gebe – ist das Gras an Weihnachten noch grün und findet man oft nur wenige Anzeichen des Winters.

In den Maritimen Provinzen kann es um diese Zeit oft neblig und regnerisch werden; Toronto hat gewöhnlich wenig Schnee und Vancouver und Victoria, die für ihr warmes Klima bekannt sind, rühmen sich, daß Schnee zur Weihnachtszeit nur eine Ausnahme sei. Aber in Quebec, den nördlichen Gegenden von Ontario und über die großen westlichen Flachländer fällt genügend Schnee, daß man sich immer auf eine richtig „weiße Weihnacht" verlassen kann.

In den Prärien, Nord-Ontario und im östlichen Quebec herrscht zur Weihnachtszeit eine trockene, anhaltende Kälte und der Rauch vom Kamin steigt wie ein weißes Band, kerzengrade in die Luft, der pulvrige Schnee knirscht unter den Schuhen und eine bissige Kälte drückt wie ein eisernes Band an die Stirne. Ganz im Gegensatz ist es so mild in Nova Scotia oder im südlichen Ontario, daß St. Nikolas öfters nur einen roten Regenmantel zu tragen braucht.

In der Provinz von Quebec wird Weihnachten auf besonders bunt-frohe Art gefeiert. Während einer ganzen Woche herrscht da eine Atmosphäre der Freude und eine tiefreligiöse Gesinnung. Die kleinen Dörfer der Laurentians sehen genau so aus, wie Dörfchen die man so oft auf Weihnachtskarten sieht, und die großen Städte strahlen nur so vor lauter vielfarbigen Lichtern. Der Französisch-Canadier ist von Natur aus leichtherziger als seine angelsächsischen Landsbrüder, und so feiert er auch Weihnachten mit einer ungehemmten Fröhlichkeit.

Weihnachten in Quebec ist hauptsächlich ein Familienfest und alle Angehörigen kommen zusammen zur frohen Feier. Die Weihnachtsmesse um Mitternacht ist das größte Begebnis für ganz Quebec und ein weltberühmter Tenor der Opera de Paris, Raoul Jobin, ist während den letzten Jahren jede Weihnacht nach Quebec gereist, um dort in einer der großen Kathedralen zu singen.

Nicht in den Stall, o Jungfrau mein,
Komm lieber in mein Kämmerlein!
Mit Lichtern hab' ich es besteckt,
Mit Linnen weiß den Tisch gedeckt,
Will euch bewirten lieb und zart,
Seid doch so müd' von weiter Fahrt.
Und allerletzt, zur süßen Ruh,
Sing' ich ein Liedlein auch dazu.
Nicht frieren soll dein Kindelein,
Nicht darben in des Hungers Pein.
Geh' nicht vorbei an meiner Tür,
Sieh, was ich hab' das geb' ich dir;
Könnt's tausend Male größer sein:
Nicht größer könnt' die Liebe sein.
So komm, du edler Himmelsgast,
Kehr ein bei mir zu süßer Rast!



„Canadische" Weihnachten? Welcher Teil unserer Weihnacht ist denn wirklich canadisch? Die Sitte, Weihnachtslieder zu singen und Karten zu versenden stammt von England; Truthan als Weihnachtsschmaus stammt von den V. Staaten. Plumpudding ist englisch. Der Christbaum ist deutscher Herkunft und der Gebrauch, Geschenke zu verteilen, kommt aus den früheren Zeiten des Christentums. (Für viele Schottisch-Canadier ist nicht Weihnacht der wichtigste Festtag, sondern der Neujahrstag, welchen sie mit traditionellen Festlichkeiten und Gaben begehen).

Den 150,000 Neu-Canadiern, welche während der letzten zwölf Monate Canada zu ihrer Heimat machten und welche zum ersten Mal eine canadische Weihnacht feiern, werden viele unserer Gebräuche eigenartig vorkommen. Vielleicht ist dem auch so. Aber solche Eigenarten bestehen nun einmal; sie entwickeln sich und wechseln im Laufe der Jahre, und wie weltklug wir uns auch vorkommen mögen, Weihnacht ist in Canada – wie überall in der christlichen Welt – das was sie versinnbilden soll: die freudige Feier einer großen Begebenheit, die Geburt Christi, dessen Philosophie und Lehren die Grundlage alles dessen ist, was wir als Demokratie erkennen.



Die Tochter des Landschelms

Eine Erzählung vom Reimmichl

Fortsetzung

Da machte der Zyper wiederum einen Ruck und riß die Augen scheibenweit auseinander. Nach einer Weile sprach er lauernd:

„Haha, der Talmar ist auch ein richtiger Fuchsschwanz. Zuerst hält er ein armes Mädchen für Narren und hintendrein läßt er's sitzen wie einen Stock im Wald."

„Du, du!" loderte Agnes auf, „du bist gar nicht wert, über den Talmar zu schimpfen, der Talmar ist ein Ehrenmann. Und daß du es weißt, er tät mich heute noch nehmen, wenn ich wollt, aber ich will nicht."

Jetzt hatte der Zyper herausgebracht, was er wissen wollte. Er ließ den Kopf hängen und sagte nichts mehr. Knurrend räumte die Ploni den Tisch ab und man ging kalt auseinander.

Dem Zyper jedoch brannte das Herz. Sollte er sich ärgern oder freuen? Da hatte er soviel Mühe aufgewandt, um den Talmar herzubringen. Es war ihm richtig gelungen, und nun gab sie ihm einen Korb. Aber wenn Agnes nicht heiratete, war es ja für ihn, den Zyper ein Glück. Er konnte wieder Jahr und Tag bei ihr bleiben, mit ihr arbeiten, am gleichen Tisch mit ihr sitzen, sie still verehren. Was nützte ihm das? Agnes redete kein freundliches Wort mit ihm, konnte ihn nicht mehr leiden, ja war durchaus feindselig gegen ihn. Und was das Schlimmste war, sie härmte sich förmlich krank. Blaß und abgezehrt war sie jetzt schon zum Erschrecken, und wenn das so weiter ging, mußte man das Ärgste befürchten.

Ihm tat wohl auch das Herz wehe und er möchte oft lieber weinen als lachen. Bahbah, auf ihn kam's nicht an, er hatte ja breite Schultern und einen großen Buckel, um solche Dinge zu tragen. Ob er glücklich war oder unglücklich, das blieb sich gleich. Aber Agnes durfte nicht im Unglück umkommen. Wenn nur sie zu ihrem Glücke kam, dann war alles recht. Mehr verlangte er nicht. Allein das Glück ließ sich jetzt schwer wieder einfädeln. Agnes hatte ja selbst ihren Bräutigam fortgewiesen und alle Fäden abgeschnitten. Tagelang dachte der Zyper nach, wie Hilfe zu schaffen sei, doch ließ ihn diesmal sein kluger Kopf im Stich. Offen durfte er nicht handeln, und unter der Decke wußte er nicht wo aus und wo ein. Der kecke Zwerg verlor jetzt all seine Munterkeit und wandelte kopfhängerisch herum. Agnes schloß sich von Tag zu Tag mehr von den Menschen ab. Stundenlang saß sie oft an ihrem Kammerfenster und schaute zum Tale hinaus. Eine Traurigkeit zum Sterben lag auf ihrer Seele. Weit drüben im Pustertal aber strich ein Mann, die Büchse über der Achsel, ruhelos durch die Berge und Wälder. Die Alpe Valvariz mied er wie einen Pestwinkel, denn sie rief ihm allzu schmerzhafte Erinnerungen wach, aber sonst kam er alle Hochtäler aus. Er hoffte in der Jagd seinen schweren Sinn zu zerstreuen; allein die Hasen und Rehe mochten vor seinem Büchsenlauf hin- und herspazieren, er schoß niemals. Statt daß er das Wild jagte, jagten ihn die heißen Gedanken, und immer stand das Bild eines engelschönen, todtraurigen Mädchens vor seinen Augen, das er nicht mehr sehen sollte und wollte. So ein merkwürdiges Ding ist die Liebe: Herzen, die zuammenstreben wie Magnet und Eisen, treibt sie oft von einander wie des Pulvers Gewalt die Felsen.

Zwelftes Kapitel

Berg und Tal kommen nicht zusammen, aber die Menschen.

Gegen Mitte Oktober mußte sich der Zyper vor dem Bezirksgericht in Tribach wegen des Schadenstreiches verantworten, den er mit andern Dorfburschen in der verhängnisvollen Nacht nach dem St. Annentage ausgeführt hatte. Er wehrte sich wie eine Katze im Sack, um der Strafe zu entgehen. Eine Menge Enschuldigungen brachte er vor und erklärte hoch und teuer, er habe dem Sigreit keinen Schaden stiften, sondern bloß einen Schabernack antun wollen. Da er aber die Tat selber eingestanden hatte, nützte ihm alles nichts. Man sagte ihm Strafmilderung zu, wenn er seine Helfershelfer angebe. Darauf ging er unter keiner Bedingung ein, und so wurde er schließlich zu drei Wochen Arrest verurteilt.

Er mußte die Strafe gleich antreten, und zähneknirschend ließ er sich in die Zelle führen. Da er nichts zu lesen hatte, wurde ihm die Zeit grausam lang. Wenn er zur Arbeit befohlen wurde, redete er mit seinen Mitsträflingen kein Wort und blickte nur finster drein. Keinem teilte er mit, wer er sei und was er verbrochen habe. Er schämte sich bis zu tiefst in die Seele, daß er jetzt auch ein Sträfling geworden war und es sich lebenslang würde vorhalten lassen müssen, er sei drei Wochen eingesperrt gewesen. Einmal sagte er sich: „Das alles hab ich mir aufgehalst wegen der Agnes. Wenn sie es nur einsehen und ein bißchen schätzen tät, dann wär's leicht, und es könnt mich fast freuen. Aber so . . ."

Doch plötzlich wurden seine Züge wieder straff und fest, er schlug sich selbst auf den Mund und sprach mit einem grellen Auflachen: „Zyper, was bist du für ein dummer Kerl? Hast du nicht oft schon gesagt, auf dich kommt's nicht an, wenn du nur der „schönen Basl" zum Nutzen sein kannst. Du hast sie von der gräßlichen Heirat befreit, und das ist mit nichts zu teuer bezahlt. —— Nein, nein, es reut mich kein Haarl. Für die Agnes tät ich alles, ich ließe mich lebenslänglich einsperren und gar aufhängen, wenn es notwendig wär." —

Als der Bursche nach drei Wochen in Freiheit gesetzt wurde, schaute er recht armselig aus und seine Augen hatten einen eigentümlich flackernden Glanz. In finsterer Nacht schlich er nach Planeigen hinauf, um ja von niemanden gesehen zu werden, und in den nächsten Tagen arbeitete er immer einschichtig im Walde. Selbst vor Agnes schlug er, wenn er mit ihr zusammentraf, die Augen nieder, weil er sich auch vor dem Mädchen schämte und immer fürchtete, es möchte ihn einen Sträfling nennen. Ab und zu richtete er einen heimlichen, tiefen, wehen Blick auf das Mädchen.

Um diese Zeit kamen im Pustertal drüben auffallend oft Gendarmen ins Tal von Niklasen hinein und stellten Nachforschungen an über das fremde Mädchen, das beim Mar im Tal als Magd gedient hatte, und namentlich über das Verhältnis des Mädchens zum Bauer. Infolgedessen gab es ein großes Gerede und bald wurde es offenkundig, daß gegen Agnesens Vater ein Schwurgerichtsprozeß anhängig sei. Dem Mar im Tal war das Geklatsch so unangenehm, daß er beschloß, eine Reise zu unternehmen und auf mehrere Wochen die Heimat zu verlassen. Jedoch am Tag, bevor er abreisen wollte, erhielt er auf den 12. November eine Vorladung als Zeuge zum Schwurgerichtsprozeß nach Bozen. Auch der Bauknecht Gallus und zwei Nachbarn waren als Zeugen geladen.

Einerseits war die Vorladung dem Talmar zuwider, andererseits empfand er eine gewisse Befriedigung darüber, denn nun konnte er Agnes, der seine Gedanken folgten wie die Wolken der Sonne, noch einmal sehen. So kam es, daß er schließlich gern nach Bozen ging. Der Bauknecht Gallus, der mit ihm reiste, freute sich wie ein Königshase; denn für's erste machte ihm die Reise Vergnügen, für's zweite war er längst schon neugierig, wie es bei einem Schwurgerichtsprozeß hergehe, und für's dritte traf er mit Agnes, deren Weggang er aufrichtig betrauerte, zusammen. Während der Fahrt nach Bozen sprach ihm der Bauer ernstlig zu, er solle bei der Verhandlung nicht zu viel reden, sondern nur kurz Antwort geben auf das, was man ihn frage. Der Knecht versicherte, er wisse selbst, was sich schicke und daß unstudierte Leute nicht zu weit das Maul aufreißen dürften.

Am Morgen des Verhandlungstages kam der Talmar mit seinem Knecht genau zur anberaumten Stunde in den Gerichtssaal. Er staunte, sowohl unten im Saal, als besonders droben auf der Galerie soviele Menschen zu sehen, und unangenehm überraschte es ihn, als er unter den Galeriebesuchern auch eine namhafte Anzahl von Leuten aus seiner Heimat erblickte. Teils waren sie aus Neugier eigens zum Schwurgericht gefahren, teils kamen sie vom Markt in Überetsch zurück und benützten die Gelegenheit sich die Verhandlung anzusehen. Suchend glitt des Talmars Auge herum

und bald fand er die Gesuchte. Kaum fünf Schritt von ihm entfernt stand Agnes in einem schwarzen Kleid, mauerweiß im Gesichte. Sie glich förmlich einem Marterbild. Als sie des Talmars ansichtig wurde, zitterte sie so heftig, daß sie sich auf den Stuhl niederlassen mußte. Er grüßte sie mit einem freundlichen Zunicken, aber sie schlug die Augen zu Boden. Doch schon war der Bauknecht Gallus neben ihr, drückte ihr die Hand und flüsterte:

„Grüß Gott, Agnes. Schau, Berg und Tal kommen nicht zusammen, aber die Menschen wohl. Gelt, du hast auch nicht gemeint, daß du mich hier findest? Sei nur nicht verzagt, es wird alles wieder recht. Du kannst ja nicht für das, was dein Vater getan hat, und der Vater ist am End auch nicht gar so schuldig. Weißt, es kommt oft in den besten Familien etwas vor. Nur Mut! Bist alleweil ein tapferes Madl gewesen, und die Sach ist nicht so gefährlich, wie sie herschaut. Sobald der Handel aus ist, fahren wir mitsammen nach Niklasen. Alle erwarten dich mit Sehnsucht, es ist uns allen zeitlang gewesen um dich und es lassen dich alle schön grüßen, auch die Lisl und die Threinl."

Sie drückte ihm dankbar die Hand, schaute aber nicht auf und sagte kein Wort. Mit einem Male ging eine starke Bewegung durch den Saal. Die beiden Angeklagten wurden hereingeführt. Der Reimann war zum Knochengerüst abgemagert und sah mehr als leidend aus, der Sigreit blickte finster drein und machte ein Gesicht wie der Wolf im Eisen. Nachdem die weitläufige Anklageschrift verlesen worden war, begann das Verhör mit den Angeklagten. Der Reimann weinte fast ununterbrochen und gestand alles ein, nur darin widersprach er der Anklage, daß er keine Gewalttat an dem Spielhofer ausgeübt, sondern ihm nur das Geld genommen habe, als er bewußtlos liegen geblieben war. Agnes hielt ihr weißes Tüchlein vors Gesicht und schluchzte herzerschütternd. Der Jammer des Vaters zerriß ihr förmlich die Seele und sie empfand ein solches Mitleid mit ihm, daß sie glaubte, vor Wehe sterben zu müssen.

So aufrichtig der Reimann bekannt hatte, so bissig und verkniffen antwortete der Sigreit. Zum Teil leugnete er das, wessen man ihn bezichtigte, zum Teil verdrehte er es und suchte Unschuldige hinein zu ziehen. Da wurde aber der Zyper als Hauptzeuge wider ihn aufgerufen. Wie machte der Talmar große Augen, als er den angeblichen Zigeuner plötzlich auftauchen sah! Er hatte den Zwerg, der tief zwischen den Männern von Planeigen drinnen gesessen war, bisher nicht bemerkt. Jetzt erfuhr er zu seinem Erstaunen, wer der Bursche war. Aber noch mehr erstaunte er, als der Zwerg zu reden begann. Der brachte alles so klar und zusammenhängend, so klug und überzeugend vor, daß ein heller Beifall losging.

Nach dem Zyper kam Agnes an die Reihe. Sie hatte ihre Tränen getrocknet und beantwortete halblaut und kurz, aber sicher die an sie gestellten Fragen. Es wurden noch viele Zeugen verhört und erst am Schluß traf es den Talmar und seinen Knecht. Der Bauer erklärte in wenigen Worten, daß er und die Reimanstochter sich ein festes Heiratsversprechen gegeben und ausgemacht hätten, in der Woche nach dem Kleinen Frauentag Hochzeit zu halten; aber ein paar Tage, nachdem Agnes in ihre Heimat gegangen sei, habe sie ihn brieflich ersucht, er möge das Gelöbnis zurückgehen lassen. Grund habe sie keinen genannt, sondern nur auf ein unbestimmtes Hindernis hingewiesen. Erst später habe er erfahren, daß Agnes rein nur aus Kindesliebe von der Heirat abgestanden sei. Und das sehe dem Mädchen gleich; denn es habe auch während der Dienstzeit in seinem Hause nicht nur goldene Treue und Redlichkeit, sondern auch einen seltenen Edelmut und die größte Opferwilligkeit bewiesen. Ein Flüstern und Tuscheln ging durch den Saal, auf der Galerie reckte man sich fast die Hälse aus, um den Bräutigam des heldenhaften Mädchens zu sehen.

(Fortsetzung folgt)

Was nah ist und was ferne, von Gott kommt alles her,
der Strohhalm und die Sterne, der Sperling und das Meer.
Von ihm sind Büsch und Blätter und Korn und Obst von ihm,
von ihm mild Frühlingswetter und Schnee und Ungestüm.
Er läßt die Sonn aufgehen, er stellt des Mondes Lauf,
er läßt die Winde wehen, er tut den Himmel auf.
Er schenkt uns Vieh und Freude, er macht uns frisch und rot,
er gibt den Kühen Weide, und unsern Kindern Brot.

FATIMA STUDENT BURSE

Wenn am Weihnachtsabend unter dem Christbaum, wenn in der hl. Nacht am Kripplein, der Heiden Not unser Herz nicht rührt, wenn in der frohen Weihnachtszeit, wo unsere Seelen überfluten von Gnade und Seligkeit, wenn wir da nicht zu dem herzhaften Entschluß kommen können, uns der armen Heiden zu erbarmen und ihnen von den Heilsgaben des Gotteskindes und von dem Überfluß des Weihnachtsglückes zu bringen, dann, dünkt mir, haben die sanften Händchen des Christkindes für ein ganzes kommendes Jahr umsonst an unser Herz gepocht, und wer weiß, ob sie mit der gleichen Zudringlichkeit der Liebe je noch einmal anklopfen werden.

Unterstütze auch du unsere Sammlung für arme Priesterstudenten.

Bisher eingenommen:		$1 381.50
Mrs. John Eisler,	Kendal, Sask.	2.00
Eine Leserin,	Humboldt, Sask.	2.00
Mrs. Anna Thiringer,	Los Angeles,	5.00
Joseph Haark,	Meyronne, Sask.	1.00
Mrs. Mary Britz,	Marysburg, Sask.	5.00
Mrs. Maria Binder,	Langenburg, Sask.	5.00
Joseph Kohlmann,	Salvador, Sask.	1.00
Eine Leserin,	Broadview, Sask.	5.00
Eine Leserin,	Shaunavon, Sask.	5.00
Mrs. Maria Weinkauf,	Primate, Sask.	5.00
		$1.417.50

Bitte, sendet euere Gaben an: **The Marian Press** Box 249, Battleford, Sask.


Ware's
LIMITED

